IBLIOTHEK DER TERHALTUNG UND DES WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**


Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelan zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzei durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das deutsche Jägerbuch.

Von C. W. Allers und Ludwig Ganghofer.

Zweite Auflage. Mit 152 Illustrationen nach Originalzeichnungen von C. W. Allers, worunter 10 Kunstbeilagen. 223 Seiten Text von Ludwig Ganghofer.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 20 Mark.



Das „Deutsche Jägerbuch" führt hinein in das wechselreiche, frischfröhliche Weidwerktreiben. Packend schildert kein Geringerer als Ludwig Ganghofer, der Schriftsteller und Jäger von Ruf, die hohe und niedere Jagd in der erhabenen Welt der Alpen wie im Flachlande. Jedes Kapitel ist eigentlich eine humor- und gemütvolle Jagdgeschichte, in die der sachliche Kern in glücklicher Weise hineingewoben wurde. Das alles ist geschmückt mit bald heiteren, bald stimmungsvollen Bildern von Allers, frisch nach dem Leben. Wer möchte nicht dieses Seite für Seite genußreiche Buch immer wieder von neuem gern zur Hand nehmen! Das „Deutsche Jägerbuch" sollte in der Bibliothek keines Jägers oder Jagdfreundes fehlen. Wir empfehlen dasselbe als ein prächtiges Geschenkwerk von bleibendem Werte.

Zu haben in d. meisten Buchhandlungen.



Fröbel-Oberlin-Verlag, Kurt Strien, Berlin-Südende VI.



Über 300000 Exempl. bereits verkauft!

Schriften des Fröbel-Oberlin-Vereins

in **Berlin.**

Herausgegeben von **ERNA GRAUENHORST:**

Katechismus für das **feine Haus- und Stubenmädchen.** 65 Pf.
Katechismus für **Landmägde.** 30 Pf.
Katechismus der **Kindergärtnerinnen.** 80 Pf.
Katechismus für **Kindermädchen.** 40 Pf.
Über die **Pflege und Erziehung der Kinder** in Hinsicht auf Leib und Seele in gesunden und kranken Tagen. 80 Pf.
Die Behandlung der **Wäsche.** 50 Pf.
Anstandskatechismus. 50 Pf.
Katechismus für den **Offiziersburschen.** 50 Pf.

☛ Diese Werke sind die offiziellen Lehrbücher in dem Fröbel-Oberlin-Hause und seinen Schulen. ☚

Für Gesellschaften, Schulen und Vereine, zum Verteilen und in Partien ermässigte Preise.

Resterküche. Ein eigenartiges Kochbuch mit über **tausend Rezepten zur Resterverwendung.** M. 2.50.

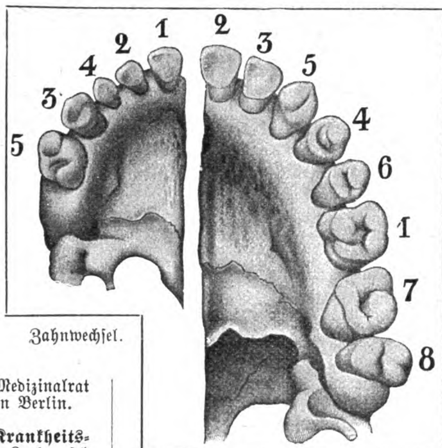
Über 300000 Exempl. bereits verkauft!



Gegen Voreinsendung des Betrages portofreie Zustellung! Auf dem Abschnitt einer 10 Pf.-Anweisung (b. 5 M.) zu bestellen!



Inhalts-Übersicht.



Zahnwechsel.

Erster Band.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.


Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Novellette „Schützende Engel“ von Else Krafft. (S. 95)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1905. Siebenter Band



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

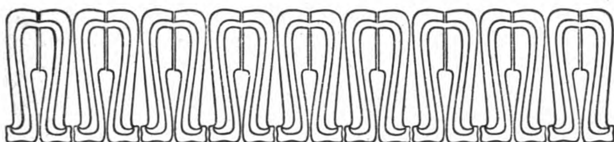
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Die Briefe der Königin.

Roman von Auguste Groner.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

François Cutrie, ja, den kannte Gargasson, kannte ihn noch aus den Zeiten her, in denen Frankreich ihm das schönste Land der Erde zu sein schien. Damals hatten Cutrie und er auf derselben Schiffsbank gesessen und die Netze mit den silbernen Fischen miteinander in den Bauch ihres Bootes geleert, und beide waren froh und zufrieden gewesen, wenn sie nach schwerer Tagesarbeit in Mutter Margots Hütte ihr Fischgericht und ein Stück Brot dazu hatten, und gab es einmal einen Schluck Wein oder einen Honigkuchen, wie ihn so gut nur die alte Margot bereiten konnte, dann war es für alle drei ein Festtag.

Ja, an die gute Alte dachte Leonide Gargasson jetzt, und dann dachte er an seinen Jugendfreund und an das kleine Häuschen am Meere und an das blaugewürfelte Bettzeug, darunter es sich so gut schlief. Aber nur so, wie ein reines, sonnendurchwärmtes Morgenlüftchen durch einen verödeten Garten huscht, so huschten durch sein Hirn die lieben, sauberen Gedanken. Sie blieben nicht. Er war schon wieder im Schatten seiner

Silberpappeln am Fuße des Strephon, und da gab es nichts Sauberes.

„Cutrie hat Ihnen also erzählt, daß ich solchen Ausgrabungen nicht abhold bin?“ sagte er lauernd. „Und mehr hat er Ihnen von mir nicht berichtet?“

„O doch. Er dachte an seine Jugendzeit zurück, und zu dieser gehörten auch Sie.“

„Erzählte er nicht auch von späteren Tagen?“

„Auch. Ich weiß zum Beispiel, daß Sie Ihren Arbeitgeber erschlugen.“

„Den Schurken!“ murmelte Gargasson, der sichtlich der Reue nicht zugänglich war.

„Weil er Ihnen einmal Sonntags nicht freigeben wollte,“ fuhr Rustin fort.

„Stimmt!“ gab der Marseiller zu, und aus seinem kalten Lächeln konnte man entnehmen, daß er auch heute noch bereit sei, für eine Geringfügigkeit ein Leben zu fordern.

John Rustin schauderte trotzdem nicht vor diesem Mann zurück. Er war ja selber auch von dieser Art. Es gibt schon solche Bestien in Menschengestalt.

„Stimmt!“ hatte Gargasson vorhin gesagt und hatte dann wieder getrunken, wonach er seinem Gegenüber lauernd in die Augen sah.

„Wann soll es denn sein?“ erkundigte er sich in ziemlich dunkler Art.

Rustin spürte es ganz deutlich, daß der Schurke ihm nicht glaubte, aber er ließ sich nichts merken. Ganz harmlos tuend steuerte er auf sein Ziel zu. Vorerst zuckte er einmal die Achsel, dann sagte er gleichgültig: „Nun, eine gar große Eile hat es ja nicht. Heute oder morgen kommen Bekannte von mir hier an. Da kann ich mich nicht sogleich frei machen.“

„So! Warum denn nicht?“

„Nun, einer der Herren ist mir verwandt und rechnet,

wenigstens solang er in Athen weilen wird, auf meine Führung. Freilich, wenn die ganze Gesellschaft Marathon aufsuchen wird, werde ich wohl überflüssig sein."

Leonide Gargasson begann zu gähnen. Was wollte dieser Mensch eigentlich von ihm? Wie kam er dazu, sein Interesse in Anspruch nehmen zu wollen, wenn er noch nicht einmal wußte, wann sein Unternehmen auszuführen sein werde? Meinte er denn, Gargasson warte auf ein paar Geldstücke? Der konnte sich ganz andere Summen verdienen. Aber jetzt horchte er auf — dieser Fremde wurde ihm plötzlich interessant.

John Rustin hatte in aller Ruhe weitergesprochen. Er hatte erwähnt, daß sein Vetter, Ralph Taylor, um Griechenlands historische Stätten zu sehen, eigens von Amerika herübergekommen sei, und daß sich ein berühmter französischer Schriftsteller, ein nicht weniger berühmter österreichischer Gelehrter und eine wunderschöne junge Dame in seiner Gesellschaft befänden.

„Sie alle," fuhr Rustin fort, „interessieren sich ungemein für die geschichtlichen Stätten dieses Landes. Jetzt waren sie in Olympia, und nun wollen sie auch Athen und dessen Umgebung kennen lernen und natürlich vor allem Marathon. Ah!" — Rustin seufzte jetzt — „wäre ich ein vielfacher Millionär wie mein Vetter, ich wüßte mir schon andere Liebhabereien, aber ich bin gegen ihn ein armer Teufel, und somit —"

„Müssen Sie sich mit heimlichen Ausgrabungen begnügen," fiel Gargasson merkwürdig lächelnd ein, „und müssen Ihrem Vetter den Führer abgeben. Wenn Sie ihn nur auch — gut führen."

„Sie meinen, nicht ins Verderben führen?"

Nun lächelte auch Rustin.

Die beiden begannen sich zu verstehen.

„Ist denn die Gegend von Marathon auch sicher?"

erkundigte sich Rustin. Er ging jetzt gerade auf sein Ziel los.

Gargasson zuckte die Achseln. „Für gewöhnlich ist sie sicher,“ sagte er nach einer Weile; „wenn Sie oder ich dort zu tun hätten, uns beiden geschähe nichts.“

„Aber Millionäre könnten unliebe Begegnungen haben, meinen Sie?“

„Ja — wenn man es sicher weiß, daß sie Millionäre sind.“

„So gibt es also wirklich Banditen in der Gegend?“

„Banditen!“ Der Wirt war ehrlich aufgebracht. „Freie Männer gibt es, die sich um alberne Gesetze nicht kümmern.“

„Cutrie sagte mir, daß Sie solche kennen. Stimmt auch das?“

„Auch das stimmt,“ gab der Marseiller nach einigem Überlegen zu.

Rustins lauernde Augen senkten sich wieder. „Es wäre sehr unangenehm, wenn die Gesellschaft in die Hände solcher Leute käme,“ sagte er sehr langsam.

Gargasson entgegnete ebenso bedächtig: „Für wen wäre das unangenehm?“

Der andere lächelte. „Nun — für die Gesellschaft natürlich, für andere selbstverständlich nicht.“

Der kluge Gargasson wußte jetzt schon alles, und die Ungeduld hieß es ihn wünschen, bald zu Ende zu kommen. „Wann machen also diese Leute den Ausflug nach Marathon?“ fragte er.

Rustin zuckte die Schultern. „Das weiß ich noch nicht,“ entgegnete er mürrisch. „Darum müssen sich andere kümmern. Ich habe schon das Meinige getan.“

Gargasson zog eine schmierige Brieftasche hervor und suchte jetzt in seiner geräumigen Tasche nach einem Bleistift. Er fand jedoch keinen, und so nestelte Rustin

den seinigen von der Uhrkette los und schob ihn dem Wirte hin. Es war ein durch seine Fassung recht teurer Stift, denn diese bestand aus Gold, das ein feines, dichtes Geflecht darstellte, an dessen Maschen etliche Rubine gleich Perlen angereiht waren. Es war eine ganz eigenartig hübsche Arbeit.

Gargasson griff nach dem Stift und notierte sich den Namen. Aber damit war Rustin nicht gedient. Es durfte nicht Ralph allein gefangen und entführt werden, denn wäre dies geschehen, dann hätte man es sofort gewußt, auf wessen Anregung hin dies geschehen sei. O nein, die ganze Gesellschaft oder wenigstens mehrere Mitglieder derselben mußten Ralphs Schicksal teilen, nur dann war die Sache für ihn ungefährlich. Er hatte des „berühmten“ Franzosen und des nicht weniger „berühmten“ Österreichers, sowie der ausnehmend „schönen“ Frau nicht umsonst gedacht. Berühmte Männer und schöne Frauen haben ja immer einen besonderen Wert, auch in den Augen von Banditen, denn diese dürfen hoffen, daß derartige von ihnen Entführte für schweres Geld ausgelöst werden. Millionäre freilich sind immer das Sicherste, deshalb hatte ja Rustin auch seines Vetters zuerst Erwähnung getan, jetzt aber wollte er, daß Gargasson auch der anderen nicht vergesse, und so nannte er auch Deronges, Herlands und Lavinias Namen, und dabei fiel ihm auch ein, daß er Ursache habe, Manil zu zürnen.

„Auch Taylors Freund, er heißt Manil,“ log er rasch, „ist ein sehr reicher Mann. Der besitzt Silberbergwerke in Chile, ist aber noch nicht lange ein Krösus, war vor wenigen Jahren noch Diener eines großen Herrn und kann sich noch nicht daran gewöhnen, nun selber wie ein Herr aufzutreten.“

Er war seelenvergnügt, daß ihm auch dies noch eingefallen war. Dann beschrieb er Gargasson, der sich

alle Namen notiert hatte, die betreffenden Persönlichkeiten aufs genaueste.

Der Marseiller ließ es sich angelegen sein, sich die notwendigen Notizen zu machen, und war soeben damit zu stande gekommen, als ein schriller Schrei im Hause ertönte.

„Was gibt's da drinnen?" erkundigte sich Rustin.

„Ah! Mein Weib hat ihren Anfall," erklärte Gargasson sich erhebend. „Sie ist Epileptikerin. Ich muß hinein, denn sie ist allein. Sagen Sie mir nur noch rasch, was Ihr Anteil sein soll — wenn alles geht, wie wir wünschen."

Rustin schaute ihn verwundert an. Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Er wollte ja gar nichts — wenigstens nichts von diesen Leuten, und er wußte ja auch jetzt schon, daß er eine Auslösung Ralphs mit allen Mitteln verhindern müsse, denn nur Ralphs Tod war es, was ihm selbst helfen konnte.

„Reden Sie, reden Sie doch!" drängte sein Wirt, während unheimliches Stöhnen aus dem Hause kam.

Da erhob sich Rustin. „Nichts beanspruche ich. Gehen Sie, und hier — für den Wein." Dabei warf er ein Goldstück auf den Tisch.

„Und mit welchem Schiffe kommt die Gesellschaft?" fragte Gargasson noch.

„Mit der „Savoia"."

Der Wirt lief schon ins Haus.

Rustin schaute ihm spöttisch lächelnd nach, dann zog er, noch immer an dem Tische stehend, den heute behobenen Brief aus der Tasche und las noch einmal: „Tue schnell, was Du tun willst. R. muß früher fort sein als Rob., den ich auf mich nehme. Hüte Dich heimzukommen. Rob. weiß alles. Sein Brief gilt nicht. Laß es mich unter verabredeter Chiffre in meiner Zeitung wissen, wo Dich der nächste Brief trifft. In treuer Liebe Deine M."

Rustin starrte lange auf das Schreiben, dann nahm er sein Feuerzeug aus der Tasche und setzte ein Zündhölzchen und damit seiner Mutter Brief in Brand.

Er achtete sehr sorgfältig darauf, daß dieser vollständig zu Asche werde, dann aber steckte er sich nicht minder sorgfältig eine feine Zigarre an und ging.

Eine gute Weile war es ganz still in der Schenke, dann trat der Wirt wieder heraus. Er hatte seine Kranke zu Bette gebracht und wollte sehen, ob sein Gast noch da sei.

Nein, der war nicht mehr da. Er verschwand soeben an der Biegung der Straße.

Leonide Gargasson schaute ihm spöttisch nach. „Hab' ihn für einen Esel gehalten," brummte er, „aber er ist ein Fuchs. Mir aber ist er doch nicht schlau genug. Wir räumen niemandem die Leute aus dem Wege, wenn sich's nicht auch für uns rentiert. Mein Lieber, wir werden uns die Passagiere der „Savoia" genau ansehen, bevor wir einem von ihnen auch nur ein Haar krümmen."

Und während der Marseiller das dachte, spielten seine Finger mit dem goldenen Schreibstift, den zurückzugeben er vergessen hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Jenseits der Schenke erstreckte sich ein Olivenwäldchen, das straßenwärts von dichtem Buschwerke gesäumt wurde und hinter welchem die wenig bewachsene Höhe des Lykabettos aufsteigt.

Als Gargasson wieder zu seiner Kranken zurückgekehrt war, regte es sich hinter einem jener Büsche. Ganz vorsichtig, wie er hergekommen war, entfernte sich jetzt auch der ältliche Mann wieder, welcher Rustin von der Stadt her gefolgt war. Er hatte nur wenige, belanglose Worte von dem vernommen, was die beiden

besprochen hatten, aber daß Rustin nicht zu der sehr verdächtig aussehenden Schenke herausgekommen war, um Belangloses mit deren Eigentümer zu reden, das stand fest, und das eifrige Schreiben des Wirtes verriet überdies, daß es diesem darum zu tun sei, das Wichtigste von dem, was zwischen ihm und seinem Gaste besprochen worden war, nicht zu vergessen.

Der ältliche Mann war nicht ganz zufrieden mit dem Resultat seiner Beobachtung, aber er hatte Geduld. „Ich werde schon noch dahinter kommen,“ murmelte er, und während er zwischen den Oliven hinging, dachte er an einen Namen, den François Cutrie, der Steuermann der „Circe“, in einem seiner Gespräche mit John Rustin öfters erwähnt hatte.

Die Wilkins hatte damals beiden nicht so recht nahe kommen können. Sie hatte jedoch erlauscht, daß wieder von dem Banditenwesen in Italien und Griechenland die Rede gewesen war, und so mochte der gehörte Name immerhin damit in Verbindung stehen. Da ihr Beruf sie gelehrt hatte, daß auch die geringste Kleinigkeit bei Verfolgung irgend eines Falles nicht übersehen werden dürfe, hatte sie sich jenen erlauschten Namen notiert.

Dessen erinnerte sie sich jetzt, und so zog auch sie ihr Notizbuch aus der Tasche und suchte nach jenem Namen. Sie erinnerte sich, daß es ein französischer Name gewesen war. Ja, da stand er ja: Gargasson.

Wer war dieser Gargasson? Dafür interessierte sich Frau Wilkins derzeit lebhaft.

Der Wirt dieser entlegenen Schenke war ein Franzose, sprach wenigstens Französisch. Nun, ob der unheimlich aussehende Mensch so hieß, das ließ sich ja wohl bald ermitteln.

Weiter der Stadt zu saß ein Hirte im Schatten eines verlassenen Steinbruches und sah träge seinen

lustigen Ziegen zu, die das wenige Grün abfraßen, das aus den Spalten des Gesteines wuchs. Zu diesem Hirten trat der ältliche Mann, warf ihm einige Münzen in den Schoß und fragte, selber über sich schmunzelnd, im wunderbarsten klassischen Griechisch, wie der Mann heiße, dem die oben an der Straße liegende Schenke gehöre.

Der Bursche schaute verwundert auf den Frager, dessen Rede ihm vielleicht nicht ganz verständlich, jedenfalls aber sehr geschraubt scheinen mochte, dann lächelte auch er und antwortete in minder wundervollem Neugriechisch, und zwar in der Mundart des Volkes.

Nun, einen Namen, den Namen Gargasson, den der junge Bursche allerdings ein bißchen anders aussprach, verstand die Wilkins, und mit dem Klang dieses ihr plötzlich sehr bedeutungsvoll gewordenen Namens im Ohr ging sie gleich darauf sehr rasch weiter. Sie mußte ja Rustin, noch ehe der die Stadt erreichte, wieder vor die Augen bekommen. Die Bodenfurche zwischen den beiden Hügeln wurde jetzt breiter, und der Weg senkte sich. Die junge Frau, die derzeit wie ein ältlicher Mann aussah, konnte ein gutes Stück des Weges vor sich sehen.

Etliche hundert Schritte vor ihr ging Rustin. Er bummelte ganz gemächlich seines Wegs, nahm sich sogar Zeit zu botanisieren.

Ein Rasenfleck seitlich der Straße, durchwirkt von blutroten und amethystfarbigen Anemonen, fesselte seine Aufmerksamkeit; dann wieder fuhr seine Hand über eine Felswand, aus deren vielen Rissen Asphodelos und die rosenrote Saponaria blühten, neben denen starr und trotzig Agaven ihre blaugrauen Blätter ausstreckten.

O, John Rustin ist derzeit ganz friedlich gestimmt, der denkt jetzt an nichts Schlimmes!

Aber nein, selbst jetzt ist er nicht harmlos. Als die Wilkins die Stelle erreichte, an der er, wie sie gemeint,

sich der Blumen erfreute, sieht sie, daß er die Anemonen zertreten und die anderen Blüten aus den Felsfurchen gerissen und zu Boden geworfen hat.

„Die richtige Vernichtungswut; die richtige Mördernatur!“ denkt die junge Frau, und ihre Lippen schließen sich fester. Dann blickt sie auf. Ein Schatten ist auf den weißlichen Staub der Straße gefallen, der Schatten eines Menschen. Ein junger Bursche schleicht auf dem Wege, der auf dem Hügel oben, gleichlaufend mit der Straße, sich hinzieht, Rustin nach. Warum duckt er sich, warum bleibt er zuweilen stehen, warum wirft er sich jetzt gar zur Erde nieder?

Rustin ist stehen geblieben und blickt den Weg zurück, den er soeben gegangen. Jetzt geht er weiter. Da erhebt sich auch der Bursche und setzt seinen Weg wieder fort. Und dieser Vorgang wiederholt sich noch einmal.

Da begreift die Wilkins. Gargasson weiß nicht, wer sein Auftraggeber ist — und so schickt er ihm einen nach, der dies ermitteln soll.

Die Wilkins beobachtet, wie er Rustin bis zu dessen Hotel folgt, wie der Bursche alsdann eine kurze Unterredung mit einem der Hausdiener hat und dann sichtlich befriedigt zurückkehrt.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Stunden später saß Frau Wilkins ganz nahe von Rustin im Speisesaale, merkte, daß sein Appetit nichts zu wünschen übrig ließ, und speiste selber mit guter Lust die vortrefflich bereiteten Gerichte, die ihr nach der mehrtägigen, echt griechischen Verköstigung auf der „Circe“ eine wahre Labung waren, und las dann — es geschah keine zehn Meter fern von Rustin — den Brief, auf dessen Umschlag eine Männerhand die Adresse gesetzt hatte, und der eigentlich auf ganz unrechtmäßige Weise in ihre Hand gekommen war.

Und dieser Brief lautete: „Dein Stiefvater befiehlt Dir, sofort heimzukommen. Erfüllst Du seinen Befehl nicht, bist Du nicht in längstens zehn Tagen nach Empfang dieses Briefes hier, dann wird Ralph von Deinem ihn betreffenden Vorhaben unterrichtet werden. Die Beweismittel liegen bereits vor, und Du bist alsdann verloren. Kommst Du aber sofort zurück und trifft Ralph kein Unfall mehr, dann will Dein Stiefvater um meinetwillen Gnade für Recht ergehen lassen und Dich schonen. Deine unglückliche Mutter."

Die Wilkins las diesen Brief bereits zum zweiten Male. Er hatte sie nicht einmal beim erstmaligen Lesen aufgeregt. Aber recht war es ihr, daß nun alles klar vor ihren Augen dalag, denn es war nicht zu bezweifeln, daß Ralphs eigene Mutter diesen Brief geschrieben hatte.

Weniger sicher war es, daß sie ihn freiwillig geschrieben. Dieser strenge, harte Ton paßte nicht zu der Frau, deren verwerfliche Mutterliebe John Rustin zu dem hatte werden lassen, was er geworden war. Auch sprach die von Männerhand geschriebene Adresse für die Annahme, daß Robinson Taylor den Brief veranlaßt, diktiert und zur Sicherheit auch selber aufgegeben habe.

Freilich, Frauenlist schlägt gar oft Männerklugheit. Sicher war es, daß für Rustin gleichzeitig mit diesem Brief noch ein anderer, unter einer wohl nur ihm und einer zweiten Person bekannten Chiffre vorhanden gewesen war. War diese zweite Person vielleicht seine Mutter? Und war dieser andere Brief nicht vielleicht gleichzeitig oder erst nach dem Schreiben, das die Wilkins jetzt in der Hand hielt, abgesandt worden? Und hatte dieser andere Brief nicht etwa das Gegenteil von dem enthalten, was Frau Dorothea Taylor hier, sicherlich nur gezwungen, geschrieben? Ach, es gibt so viele Fragen, die niemals beantwortet werden! — — —

Daß auch John Rustin sich allerlei fragte, zeigte der Gang zur Post, den er gleich nach Tische antrat. Natürlich ging auch die Wilkins zur Post und entnahm aus dem Umstande, daß der Beamte, wie heute morgen, abermals in etlichen Fächern Nachschau hielt, Rustin habe wieder unter verschiedenen Adreßangaben nach Briefen gefragt.

Aber wieder war dies umsonst gewesen.

John Rustin ging in sehr übler Stimmung aus dem Postamte und begab sich nach dem Bahnhofe, wo er die Ankunftszeiten der Züge studierte. Er wußte ja so gut wie die Wilkins, daß auch die „Savoia" am 1. Oktober in den Piräus einlaufen sollte. Nun, heute war dieser Tag. Am Morgen war von der „Savoia" noch nichts zu sehen gewesen, aber jetzt konnte sie schon angekommen sein. Da war es denn gut, sich in der Nähe des Bahnhofes aufzuhalten und natürlich auch die Straße zu beobachten, welche vom Piräus nach Athen führt.

Beides war ganz gut von einem Kaffeehause aus möglich, das an der Ecke der Hermesstraße liegt, oder welches sich wenigstens in jener Zeit dort befand. Vor dem eleganten Lokal standen einige Reihen kleiner Tische, an welchen sich viele Gäste niedergelassen hatten, denn es war auf dem schattigen, luftigen Platze gut zu sitzen. Auch gab es daselbst stets viel Verkehr, und so konnte man sich da stundenlang zerstreuen. Und Zerstreuung liebt der Grieche, zu dessen Eigentümlichkeit es überdies gehört, niemals etwas zu tun zu haben.

An diesen vielen Tischen gab es noch einige unbesetzte Plätze, deren einen John Rustin einnahm. Gleich danach ließ sich ein ältlicher Herr in seiner Nähe nieder, und zwar an einem Tisch, an welchem schon ein alter, vornehm aussehender Mann saß, bei dem er sich in französischer Sprache mit leicht verschleierter Stimme artig erkundigte, ob man es ihm gestatte, hier Platz zu nehmen.

Dies wurde ebenso freundlich gewährt, als es erbeten worden war, und nicht lange danach hatte sich zwischen den beiden Herren ein gemütliches Gespräch angebahnt. Der Neuangekommene erzählte, daß er aus Amerika herübergekommen sei, um sich Europas größte Merkwürdigkeiten anzusehen und die europäischen Sitten zu studieren. Im Verlaufe des Gesprächs erwähnte er alsdann, daß er einstweilen Spanien und Italien bereist habe und in Sizilien fast das Opfer eines räuberischen Überfalles geworden wäre, daß man ihn schon entführt, ihn jedoch wieder freigelassen habe, nachdem man sich davon überzeugte, daß er ein wenig bemittelter Journalist sei.

„Sind hier die Straßen vielleicht auch so unsicher?“ fragte er.

Herr Romanidis, Schiffsreeder aus der Patissiastraße, zuckte die Achseln. „Sicher und nicht sicher, wie man es nimmt,“ meinte er, „der Arme kann bei uns zu jeder Stunde unangefochten durch das ganze Land kommen, aber einen, der eine größere Summe wert ist, dem möchte ich es nicht raten, ohne zuverlässige Bedeckung zu reisen.“

„Ist es denn richtig, daß es hier Leute gibt, die es sich zum Geschäfte machen, den Banditen Spionendienste zu leisten und ihnen die Reisenden zu bezeichnen, deren Entführung sich lohnt?“

„Auch das ist leider richtig. Die Polizei kennt sogar etliche dieser Schufte ganz genau.“

„Und steckt sie nicht ein?“

„Was wollen Sie von unserer armen Polizei? Sie ist nicht aufs beste organisiert, kläglich bezahlt, und auch ihre Zahl ist eine viel zu geringe gegenüber der Anzahl ihrer öffentlichen und geheimen Gegner.“

„Da sind also vermutlich die Banditen besser organisiert!“ sagte der Ausländer lächelnd.

„O, die sind famos organisiert. Die halten eine stramme Disziplin und haben, was man von unserem Sicherheitsinstitut nicht behaupten kann, eine Unzahl Helfer und Freunde im Volke."

„Man erzählte mir," begann der Amerikaner, sich zu dem Griechen hinüberbeugend, „daß ein Franzose, ein gewisser Gargasson, der irgendwo vor der Stadt eine Schenke hält, ein schon ziemlich schwer belastetes Individuum sein soll."

Romanidis wurde jetzt lebhaft. „Gargasson? — Ah, Gargasson!" murmelte er.

„Haben Sie schon von ihm gehört? Kennen Sie ihn?" fragte der Zeitungsmann rasch.

Der Grieche lächelte grimmig. „Ob ich ihn kenne!" sagte er. „Er ist die rechte Hand von Kephas."

„Wer ist Kephas?"

„Er wäre der herrlichste Grieche, wenn er nicht ein so großer Schurke wäre. An Schönheit ist er ein Antinous, an Kraft ein Herakles, aber er verwendet alles Schöne und Herrliche, das in ihm ist, zum Bösen. Die Weiber macht er durch seine Schönheit verrückt, und die Männer unterwirft er sich mittels seiner Kraft. Eines nur ist lobenswert an ihm: er kennt die Falschheit nicht und nicht die List. Er ist wie der Bär, der aus den Bergen niedersteigt, geraden Weges kommt er und erdrückt, die ihm feindlich sind, zwischen seinen Tatzen."

„In welche er sich die, die ihm feindlich sind, durch einen Geriebeneren hat treiben lassen," korrigierte der Amerikaner des Griechen Charakterisierung, die mehr ein Lobgesang auf Kephas, als eine Verurteilung war.

Romanidis gab lächelnd zu, daß es sich so verhalte. „Jedenfalls aber ist der schöne Kephas zweifellos einer der anständigsten Banditen Griechenlands, und fast alle seine Landsleute schwärmen eigentlich heimlich für ihn."

„Aber für Gargasson schwärmt doch hoffentlich niemand?“

„Ah, Gargasson ist eben nichts als ein Schurke.“

„Seltsame Anschauung!“ dachte die Wilkins — da eben tönte ein Pfiff vom Bahnhof herüber. Es war ein Zug vom Piräus gekommen. Frau Wilkins, welche Rustin nicht aus den Augen gelassen hatte, sah, wie dieser sich erhob und sich dann dem Bahnhofe zuwandte.

Da rief auch sie den Zahlkellner herbei, empfahl sich bei Herrn Romanidis und wollte schon gehen, da hielt der Grieche sie plötzlich am Arme fest.

„Was gibt es?“ fragte sie gelassen.

„Der Wolf kommt, wenn man ihn nennt.“

„Kephas?“ Die Wilkins war nun doch überrascht.

„Nein, Gargasson!“ entgegnete Romanidis und deutete auf die Tür des Kaffeehauses, in welcher soeben zwei Männer erschienen. „Der Kleinere ist es,“ setzte er hinzu.

Der Amerikaner nickte. „Ah,“ meinte er angeregt, „der mit dem hübschen goldenen Bleistift an der Uhrkette?“

„Ja, dieser.“

„Sehr interessant! Glauben Sie, daß er wegfährt?“

Romanidis lächelte eigentümlich. „Ich glaube eher, daß er jemand erwartet.“

„Nun — der Mann interessiert mich, ich möchte ihn ein wenig beobachten.“

Mit diesen Worten empfahl sich der freundliche Amerikaner von dem freundlichen Griechen. Er beobachtete wirklich Gargasson, der seinerseits wieder Rustin nicht aus den Augen ließ, was der Wilkins natürlich nicht entging.

Rustin stand in einem dunklen Winkel, aber so dunkel war dieser nicht, daß es seine beiden Beobachter nicht hätten wahrnehmen können, daß er sich plötzlich noch mehr in den Schatten drückte, auf welche Wahrnehmung hin sie ihre Augen der Tür zuwandten, durch

welche die Angekommenen soeben in die Halle zu strömen begannen.

Der blumenüberladene Hut von Rosine Mengs war das erste Bekannte, das der Wilkins in die Augen fiel, dann sah sie Marthas hübsches Gesicht mit glückseligem Ausdruck auf den neben ihr schreitenden Doktor gerichtet, und danach tauchte der wackere alte Professor auf, dessen schwärmerisch glänzende Augen sich sehnsüchtig nach dem Ausgang der Halle richteten, wo er endlich den Fuß auf den Boden der göttergeliebten Stadt setzen sollte.

Und nach und nach kamen auch alle anderen zum Vorschein: die Riesengestalt Knut Christensens, das englische Ehepaar, dem die alte Verwandte wie ein Schatten folgte, Lehmann, dessen glänzende Äuglein vergnüglich an dem Gesicht einer bildhübschen Orangenverkäuferin hängen blieben, und Ládany, der ziemlich verdrossen darein sah. Und ganz zum Schlusse kam Lavinia mit ihren beiden Freunden, denen Manil und die Morris auf dem Fuße folgten. Lavinia, wunderhübsch in ihrem grauen Reisekostüm, redete mit Deronge, der dicht neben ihr ging, während Ralph mit Manil irgend etwas besprach.

Eine Minute lang hatte die Wilkins Rustin und Gargasson aus den Augen verloren — jetzt suchte sie beide mit den Blicken, aber keiner von ihnen befand sich mehr an dem Ort, an welchem er früher gewesen, und schon wollte die Wilkins sie suchen gehen, als dicht hinter ihr eine ihr bekannte Stimme fragte: „Was wollen Sie denn hier?“

Frau Wilkins rührte sich nicht, aber um so angestrengter lauschte sie. Der die Frage gestellt hatte, war John Rustin gewesen. Er hatte Französisch gesprochen, und in dieser Sprache antwortete ihm auch

die rauhe Stimme eines anderen. Es entwickelte sich ein kurzes Gespräch.

„Machen Sie kein Aufsehen, Herr Dunois oder wie Sie sonst heißen mögen —"

„Woher wissen Sie?"

„Ich habe Ihnen jemand nachgeschickt."

„Infam!"

„Nur keine Empfindlichkeit! Ich habe es nicht gern, mit mir ganz Unbekannten in Verbindung zu stehen."

„Also reden Sie. Was wollen Sie?"

„Ist das die Gesellschaft, von der Sie redeten?"

„Ja."

„Die Hauptperson ist wohl der hübsche Mann mit dem weißen Hut?"

„Ja."

„Und der, mit welchem er redet?"

„Ist der Besitzer der Silberbergwerke."

„Welcher ist der Franzose?"

„Der, welcher neben der Dame geht."

„Wahrhaftig ein verteufelt schönes Frauenzimmer. Aber der berühmte Gelehrte, wo ist der?"

„Er betritt soeben die Straße."

Die Wilkins wußte genug. Sie folgte den zweien nicht, die jetzt, zu irgend einer Meinungsdifferenz gekommen, sich an eine leer gewordene Stelle der Halle zurückzogen. Zu auffallend wäre es gewesen, wenn sie sich in ihre Nähe begeben hätte, daher beeilte sie sich, ihre Freunde zu erreichen, welche soeben auf den Platz hinaustraten.

„Also im Hotel d'Angleterre finden wir uns," sagte Deronge soeben zu Lavinia, welcher Ralph in einen Wagen half und sich dann — er wußte gar nicht, wie sehr — beeilte, neben ihr Platz zu nehmen.

Lavinia schien dies nicht zu bemerken, denn sie beschäftigte sich nur mit Deronge. „Kommen Sie aber

bald. Es ist so unangenehm, allein in einer fremden Stadt zu sein."

Ralph biß sich auf die Lippen, während der Franzose versicherte, er wolle nur nach Briefen fragen und dann gleich nach dem Hotel gehen.

„Sie fühlen sich also neben mir ganz allein in dieser fremden Stadt?" fragte Ralph, sich weit vorbeugend, um in die Augen der jungen Frau schauen zu können.

Ihr Blick war ganz kalt, ihr Wesen völlig unbewegt, als sie ihm antwortete: „Mein lieber Taylor, das Zusammensein während dieser Reise hat uns so weit voneinander entfernt, daß ich leider mit voller Richtigkeit sagen kann, ich bin allein, wenngleich Sie dicht neben mir sind."

„Lavinia!"

„Lassen Sie das, Ralph. Ich glaube es Ihnen ja, daß Sie noch nicht ganz kalt gegen mich geworden sind; aber weit entfernt davon, mich dessen zu freuen, ist mir das Bewußtsein peinlich, daß Sie, trotzdem Sie mir nicht trauen, noch mit einer gewissen Art von Wärme an mich denken. Spüren Sie denn nicht, daß mir diese Gattung von Interesse wie eine Beleidigung ist?"

Unwillkürlich drückte sie sich so eng in die Ecke des Wagens, daß sie dadurch jede Berührung mit Ralph vermied.

„Ich bin Ihnen also widerwärtig geworden?" fragte er bitter.

Sie dachte, während der Wagen durch die sehr belebte Hermesstraße rollte, eine Weile nach. „Nein," antwortete sie dann ehrlich, „nein, Sie sind mir nicht widerwärtig geworden. Ich habe nur kein Vertrauen mehr zu Ihnen, und das hat Sie mir so ganz fremd gemacht."

Er seufzte. „Wird das nie wieder anders werden?" fragte er traurig.

Sie lächelte bitter. „Können Sie sich eine Situation

vorstellen, in der unsere jetzt so tief verstimmten Empfindungen, unsere gegenseitige Gereiztheit, unser gegenseitiger Grimm hinwegschmelzen könnten, so ganz verschwinden könnten, daß es wieder so warm und so licht in uns würde, wie es früher in uns gewesen ist, wenn wir nur aneinander dachten?“

Ralph hatte unwillkürlich ihre Hand ergriffen. „Das waren ja gute, liebe Worte, Lavinia. Daß Sie sie noch fanden, ist mir ein Zeichen —“

„Wofür denn?“ spöttelte sie, ihm ihre Hand entziehend. „Ah, Ralph, ich habe von etwas Totem gesprochen, da bin ich ein bißchen weich geworden, das ist alles.“

Der Wagen hielt.

Lavinia erhob sich. „Meinen roten Schirm hat hoffentlich die Morris,“ sagte sie und dann, sich beim Aussteigen leicht auf Taylors Arm stützend: „Nicht wahr, Sie achten darauf, daß man uns nicht wieder mit Mastix versetzten Wein vorsetzt?“

Ralph war sich denn doch zu gut, solcher Kälte gegenüber warm zu bleiben. Er verneigte sich artig. „Gewiß will ich darauf achten,“ sagte er, „denn auch ich liebe diesen Harzgeschmack nicht.“

Dann führte er sie in den pflanzengeschmückten Flur.

— — — — — — — — — — — —

Deronge, der mit der Wilkins verabredet hatte, daß der, welcher zuerst in Athen eingetroffen sei, den anderen in der Bahnhofshalle erwarten solle, betrat diese wieder. Er hatte ja im Hafen drüben die „Circe“ vor Anker liegen sehen, wußte also, daß die Wilkins sich schon hier befinde.

Er ließ seine Blicke über die Leute gleiten, welche sich noch in der Halle befanden. Es waren ihrer nimmer gar viele, trotzdem konnte er niemand darunter entdecken, in welchem er die junge Frau vermuten konnte.

Aber entdeckte er auch die Gesuchte nicht, so machte

er doch eine andere Entdeckung. In einem Winkel redeten zwei Männer in heftiger Weise miteinander und in einem von ihnen erkannte er, trotz dessen Verkleidung, John Rustin.

„Kann ich Feuer bekommen, mein Herr?" redete ihn da in artiger Weise ein ältlicher Mann an und erhob schon in seiner mit abgetragenen Handschuhen bedeckten Hand eine Zigarette.

Deronge streifte die Asche seiner Zigarre ab und ließ den anderen die seinige anzünden.

„Ein wunderschöner Tag zur Ankunft in unserer Stadt," bemerkte, höflich den Hut lüftend, mit etwas verschleierter Stimme der ältliche Herr.

Der Franzose hatte jedoch keine Lust, mit fremden Leuten ein gleichgültiges Gespräch zu führen; er verabschiedete sich durch eine stumme Verbeugung und wandte sich den zwei anderen zu.

„Nicht so nahe, lieber Deronge! Es ist nicht gut, wenn Rustin Sie jetzt sieht," sagte in diesem Augenblick die Stimme der Frau Wilkins.

Der Franzose blickte überrascht auf. Es stand niemand als der ältliche Herr bei ihm. Der faßte ihn jetzt unter dem Arm und führte ihn auf die Straße hinaus.

„Es ist ja kaum glaublich!" sagte Deronge, seinen Begleiter verwundert betrachtend.

Der ältliche Herr lächelte. Da enthüllten sich allerdings Zähne von solcher Tadellosigkeit, daß sie zu dem welken Gesichte nicht paßten, und als er für einen Moment die Augengläser abnahm, lachten der Wilkins kluge Augen den Franzosen an.

Diese Augen wurden jedoch sehr schnell wieder ernst. „Ich muß Sie heute abend noch sprechen," sagte die Wilkins. „Sie treffen mich im Hotel d'Egypte, Zimmer dreizehn."

„O, eine Unglückszahl!“ meinte Deronge lächelnd.

Sie antwortete darauf nichts, sondern stieg, ihm winkend, in einen halbverdeckten Wagen, der mit anderen vor dem Bahnhofe hielt.

„Was gibt es?“

„Steigen Sie ein, aber beugen Sie sich zurück. Rustin kommt. Schauen Sie sich den Mann an, der bei ihm ist.“

„Es sind jetzt zwei bei ihm,“ entgegnete Deronge, durch das Fensterchen blickend, das in dem Lederdache des Wagens eingelassen war.

„Der eine ist ein Fremdenführer,“ sagte die Wilkins, „den anderen meine ich — den, der Rustins Schreibstift an der Uhrkette trägt.“

„Wahrhaftig! Ist das ein Freund von ihm?“

„Ein Helfer, mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen. Sie sehen, der Kerl besteigt auch einen Wagen. Vielleicht ist es gut, daß ich schon einen habe. Jedenfalls will ich diesen Menschen noch ein wenig im Auge behalten. Abends also sehen wir uns. So — jetzt können Sie aussteigen. Rustin ist sehr in Gedanken versunken, er wird es nicht bemerken, wenn Sie sich ihm ein bißchen widmen. Adieu!“

Ein flüchtiger Händedruck. Deronge stand schon auf der Straße. Der Wagenlenker, ein mürrischer, verlottert aussehender Mensch, fragte in einem schlechten Französisch, wohin er zu fahren habe. Sein Fahrgast gab ihm den Auftrag, dem braungestrichenen Wagen zu folgen, der soeben in die Hermesstraße einbog.

Hätte die Wilkins gesehen, wie häßlich der Kutscher lächelte, als er das Pferd in Bewegung setzte, sie hätte es sich vielleicht überlegt, dem braungestrichenen Landfuhrwerk zu folgen, darin Gargasson, es selber lenkend, vor ihr her fuhr.

Es war etwa vier Uhr, als die beiden Gefährte die

Stadt an ihrem anderen Ende wieder verließen. Und als sie, keine fünfhundert Schritte voneinander entfernt, auf die Straße nach Kephesia einbogen, lagen die Schatten der Bäume schon recht lang hingedehnt auf dem staubigen Weg.

Die Wilkins zog ihren ganz ausgezeichneten „Führer durch Athen und Umgebung“ zu Rat, wohin die Fahrt wohl gehe, und da Gargasson und danach auch ihr Wagen im Kissostale bei dem freundlichen Dorfe Ampelokipi auf eine rechts gelegene Landstraße abbogen, wußte sie, daß sie sich auf dem Fahrwege nach Marathon befänden. Einen Augenblick lang überlegte sie, ob sie nicht umkehren solle, denn bei dem Gedanken, daß Rustin sich nun wieder so nahe bei Ralph befinde, wurde ihr um letzteren bang, dann aber überlegte sie, daß Rustin es ja jetzt offenbar Gargasson und dessen Helfershelfern überlassen wolle, ihm Ralph aus dem Wege zu räumen, und daß also augenblicklich keine Gefahr für letzteren bestehe.

Außerdem war es höchst wahrscheinlich von großer Wichtigkeit, zu erfahren, warum Gargasson just heute, nach den Konferenzen mit Rustin und nach Besichtigung der Passagiere der „Savoia“, über Land fuhr.

Anfangs hatte der ältliche Herr, der da so ohne jedes geschichtliche Interesse dem vom Abendsonnengold überstrahlten Pentelikon entgegenfuhr, es versucht, mit seinem Kutscher ein Gespräch anzuknüpfen, allein der mürrische Kerl fand es kaum der Mühe wert, zu antworten, und so begnügte sein Passagier sich schließlich damit, den Weg und dessen Umgebung still zu beobachten, sich an den charakteristischen Gestalten zu erfreuen, die ziemlich häufig auf dieser viel begangenen und viel befahrenen Straße zu sehen waren.

Daß auch letzteres der Fall war, begünstigte die Verfolgung Gargassons, denn daß ein einziger Wagen

so lange schon hinter dem seinigen her war, das hätte ihn vielleicht stutzig gemacht; aber da es ihrer mehrere waren, die ihm folgten, ihn überholten und ihm entgegenkamen, legte er, wiewohl er sich öfters umgesehen hatte, dem einen Wagen keine Bedeutung bei.

Man hatte Kharvati schon hinter sich. Es ist dies ein Dorf, welches am Südabfalle des Pentelikon am Flüßchen Balana liegt. Etwa eine halbe Fahrstunde östlich von Kharvati schmiegen sich an mit Oliven bestandene Hügel die Ruinen des Dorfes Pitsermi. Als diese schon tief eingehüllt in die Schatten des Abends vor dem Wagen der Wilkins auftauchten, hielt der Kutscher plötzlich das Roß an.

„Kann denn der Herr auch zahlen?“ fragte er.

Die Wilkins redete nicht ein Wort, aber sie reichte dem Manne ein Zehnfrankenstück. Sie hätte ihm ohne weiteres das Doppelte gegeben, aber er brauchte nicht zu wissen, daß sie ziemlich viel Geld bei sich hatte.

Der Kutscher drehte die goldene Münze zwischen den Fingern. „Ist das alles, was mir der Herr gibt?“ fragte er verdrossen.

Sein Passagier nickte. „Einstweilen ist es alles,“ entgegnete er. „Ich war nicht darauf vorbereitet, eine so weite Fahrt zu machen. Wenn wir wieder in der Stadt sind, sollen Sie noch einmal zehn Franken erhalten.“

„Legen Sie noch fünf dazu!“

„Jetzt nicht. Ich könnte es nicht, wenn ich selbst wollte. Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich nicht mehr Geld bei mir habe.“

„Ich glaube es nicht.“

Der ältliche Herr hatte einen Revolver hervorgezogen. „Ich kann Sie doch nicht damit bezahlt machen,“ sagte er mit Beziehung und drehte das gefährliche Ding langsam hin und her. Der Mond,

welcher soeben über die Berge stieg, ließ den blanken Lauf sehr deutlich erglänzen. „Fahren Sie also zu," fuhr der Reisende fort, „sonst verlieren wir den anderen Wagen ganz aus dem Gesichte."

„Jedenfalls muß ich erst mein Pferd tränken," erwiderte mürrisch der Kutscher.

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Wohl dachte die Wilkins sogleich, daß eine bestimmte Absicht dahinter sei, denn das Tier hatte sich bei dem ganz gemächlichen Trab und in der schon lange herrschenden Abendkühle durchaus nicht erhitzt. Aber was wollte sie tun? Sie war ja doch in dieses Menschen Hand und konnte ihn höchstens durch das Versprechen einer sehr reichlichen Bezahlung ihrem Wollen gefügig machen.

Der Kutscher trieb sein Pferd, das er zu dem dicht an der Straße fließenden Bach gelenkt hatte, wieder zur Straße hinauf und fuhr weiter.

„Beeilen Sie sich! Ich möchte die Fahrt nicht nutzlos gemacht haben," rief sein Passagier ihm ärgerlich zu.

Der Kutscher grinste nur, was freilich jener nicht sehen konnte. Aber die verfallenen Häuser rechts und links an der Straße konnte er sehen, diese verödeten, toten Häuschen, aus deren Tür und Fensteröffnungen schauriges Dunkel schaute.

Aber, was war denn das? Hatte nicht soeben jetzt ein Licht aufgeblitzt? Dort, wo die Häuschen dichter standen, wo unter einigen alten Edelkastanien, die ihre weitausladenden Äste über eine ganze Gruppe der öden Bauten breiteten, tieferes Dunkel herrschte.

Nein — es war keine Täuschung gewesen! Wieder hatte es jetzt dort drüben aufgeleuchtet. Pitsermi war demnach doch nicht so ganz verlassen, wie das Reisehandbuch es angab, das die Wilkins zu Anfang ihrer Fahrt über diese Straße befragt hatte. Die Dorfruinen

lagen jetzt schon hinter dem nun wie rasend dahinfahrenden Wagen. Da gab es plötzlich einen Ruck.

Der Wagen hielt; der Kutscher stieg fluchend ab.

„Was gibt es denn?“ erkundigte sich der Fahrgast.

„Der Herr muß aussteigen,“ sagte ziemlich höflich der andere.

„Warum?“

„Ich muß erst schauen, was am Wagen geschehen ist.“

Dagegen war wieder nichts einzuwenden. Die Wilkins stieg also aus.

„Hat der Herr Zündhölzchen bei sich?“

„Ja.“

Der Mond schien freilich sehr hell, aber umso tiefer waren auch die Schatten. Gegen den Gebrauch von Zündhölzchen war also abermals nichts Vernünftiges zu sagen; dennoch hatte die Wilkins das Gefühl, daß sie genarrt werde. Mißtrauisch reichte sie dem Kutscher die Zündholzschachtel hin, aber er achtete nicht darauf. Das Pferd, vermutlich von ihm selber dazu gebracht, drängte so gegen den Rand des Straßengrabens hin, daß die Wilkins, wollte sie nicht hineingestoßen werden, gezwungen war, rasch hinter den Wagen zu treten.

Sie mußte dabei einen Schotterhaufen überklettern. Sie stand auch bald wieder auf festem Boden und — lächelte, so wie man in einer höchst unangenehmen und dabei komischen Situation eben lächelt.

Sie schaute dabei dem rasch sich umwendenden und davonsausenden Wagen nach, auf dessen Pferd der Kutscher wie toll loshieb — und dachte seelenruhig: „Jetzt heißt es vorsichtig sein! Dieses Manöver hat eine Bedeutung.“ Danach versicherte sie sich noch einmal des Besitzes ihres Revolvers und ging auf das verödete Dorf zu, zwischen dessen ersten Mauern der Wagen schon verschwunden war.

Nach wenigen Minuten hatte sie es erreicht. Sie

ging nicht auf der Straße. Sie wollte Pitsermi wenn möglich ungesehen und ungestört betreten, wollte sich davon überzeugen, welcher Art die Menschen seien, deren Dasein sich vorhin durch das Licht verraten hatte, und wollte ihr demnächstiges Handeln danach einrichten.

Ist vielleicht Pitsermi auch Gargassons Ziel gewesen? Hat der Kutscher, der sich schließlich so merkwürdig benahm, den Schurken vielleicht gekannt? Hat er nicht vielleicht auch Kenntnis davon, daß Pitsermi des öfteren Gargassons Ziel ist, und hat es nur mit ihm nicht verderben oder hat er mich ihm und — den anderen vielleicht gar in die Hände liefern wollen?

Das alles fragte sich die Wilkins, während sie, oft Halt machend und vorsichtig umherspähend und gespannt lauschend, sich dem Dorfe näherte. Aber nichts, gar nichts regte sich. Eine Eule nur schreit in der Ferne.

„Er ist nur ein kleiner Schurke!" denkt die Wilkins sich ihres Kutschers erinnernd. „Er hat wohl nur aus Feigheit gehandelt."

Wieder hält sie an. Es hat ein Pferd gewiehert.

„Ob das ein Rappe ist oder ein Falbe?" denkt die Lauscherin. Sie selbst ist mit einem Falben hierher gekommen, Gargassons Roß war ein Rappe.

Wieder macht sie ein paar Schritte. Jetzt blitzt ihr schon das Licht entgegen, dieses Licht, das im Schatten der Bäume doppelt grell wirkt.

Man scheint sich nicht davor zu fürchten, daß dieses Licht gesehen wird. Oder fühlt man sich nur so sicher, weil der Ort so entlegen, so unheimlich und zum mindesten Nachts so gemieden ist. Denn tagsüber wird Pitsermi, das ja von der Landstraße durchzogen ist, von all den Fuhrwerken passiert, die zwischen Athen und der Ebene von Marathon Menschen oder Waren von Ort zu Ort zu bringen haben.

Noch ein Dutzend Schritte. — Die Wilkins weiß jetzt schon, daß ihr Kutscher nur ein kleiner Schurke ist. Er hat sie nicht verraten, aber sicherlich kennt er Gargassons Ruf und Geschäftsstellen. Hier ist eine solche. Des Marseillers Rappe, nicht ausgeschirrt, aber behaglich das Heu fressend, davon man ihm einen großen Bund vorgeworfen hat, steht vor einer halboffenen Tür. Hinter dieser Tür zeigt sich ein kahler Raum, in welchem sich drei Personen befinden.

Die Wilkins zweifelt keinen Augenblick daran, daß eine dieser Personen Kephas ist — Kephas, für welchen sogar der alte Kaufherr Romanidis ein bißchen schwärmt.

Auf einem Teppich liegt mehr als er sitzt ein schöner, etwa dreißigjähriger Mann, der offenbar etwas auf sich hält.

Seine Fustanella *) ist blütenweiß, sein tunesischer Fez samt der schweren Seidentroddel glänzt vor Neuheit, seine Geleki **) aus feinem blauen Tuch ist reich mit Seide gestickt und verbrämt. Er raucht aus einer edelsteinbesetzten Pfeife, deren sich ein Sultan nicht zu schämen brauchte, und hat eine so stolze Miene, als sei er von Rechts wegen der Herr über Leben und Tod, wozu er sich von Unrechts wegen ja wirklich gemacht hat.

Neben diesem schönen Menschen hockt Gargasson, dessen brutale Häßlichkeit jetzt noch unangenehmer hervortritt. Die dritte anwesende Person ist ein ältlicher Mann von auffallender Größe und Hagerkeit und einer richtigen Galgenphysiognomie.

Der schöne Grieche und der häßliche Marseiller reden eifrig, aber ganz leise miteinander.

Die Wilkins kann dies jetzt schon unterscheiden,

*) Weites rockähnliches Beinkleid.

**) Jacke.

denn sie ist keine zehn Schritte mehr von der Türöffnung entfernt, durch welche man in den kahlen Raum blicken kann. Sie kann solche Annäherung wagen, denn dichtes Eichengestrüpp deckt sie.

Und nun merkt sie, daß noch jemand in dem Zimmer sein muß. Der Lange, Hagere hat jemandem mit der Faust gedroht, heimlich ist es geschehen, hinter des schönen Griechen Rücken. Aber nicht diesem hat die Drohung gegolten, der Lange hatte sich dabei von ihm abgewendet.

Gargasson und der Grieche müssen jetzt mit ihren Abmachungen zu Ende gekommen sein, denn sie erheben sich. Und jetzt reden sie lauter; sie verabschieden sich. Dabei nennt Gargasson des anderen Namen. Dieser Antinous heißt richtig Kephas. Aber er ist nicht nur schön, er ist auch stolz oder richtiger gesagt hochmütig. Er bemerkt die Hand nicht, welche Gargasson ihm hinhält. Ein kurzer Befehl — und der Hagere, den er Antipas nennt, eilt hinaus. Zwei Minuten später führt er ein gesatteltes Pferd vor die Hausruine.

Und nun weiß die Wilkins schon, daß sich auch ein Weib dort drinnen befindet. Ein Weinen, ein Wimmern ist hörbar, seit Kephas sich zum Aufbruch bereit gemacht. Es ist nicht zu verstehen, um was die jedenfalls Bedauernswerte fleht, aber daß sie herzzerreißend fleht, das versteht man. Der Wilkins wird heiß und kalt beim Anhören dieser Wehlaute. Sie, die selber einst in der Hand eines Schurken war, weiß, was ein Weib leiden kann. Unwillkürlich legt sich ihre Hand um den Griff des Revolvers.

Einen Augenblick lang zögert Kephas noch auf der Schwelle, dann wird sein Gesicht steinern. „Geh!" sagt er laut und gebieterisch zu dem Franzosen. Da schleicht Gargasson zu seinem Wagen und fährt sofort ab.

Als des Rappen Hufschläge verklungen sind, redet

Kephas noch einmal. Wieder schaut er nach dem Winkel, gegen welchen Antipas früher hingedroht hat, und aus welchem noch immer die Laute der Verzweiflung kommen.

Hochaufgerichtet, den herrlichen Kopf stolz zurückgewendet, sagt der Bandit eisig kalt: „Du bist eine Verräterin. Antipas verfahre mit dir, wie ich befohlen.“

In der nächsten Minute sprengt er davon.

Antipas aber ist ein Teufel. Sein Gesicht ist voll Grausamkeit, voll Lust, weil er strafen darf. Er will sich nicht beeilen, denn Quälen ist angenehmer, als gequält haben. Mit seiner langen Flinte spielend, schaut er lachend auf die, zu deren Henker ihn Kephas bestimmt hat.

Er redet zu ihr, verhöhnt sie. Die Hand der Wilkins spannt sich fester um den Revolver. Ganz leise schleicht sie zum Fenster heran. Und nun sieht sie auch die Unglückliche. Es ist eine noch ziemlich junge Frau, der das Entsetzen aus den Augen schaut. Sie kniet vor Antipas und streckt ihm wimmernd die Hände entgegen.

Er aber lacht und hebt die lange Flinte und legt auf das Weib an.

Ein Schuß knallt. Ein Schrei, ein Heulen folgt ihm. Antipas läßt die Flinte sinken und macht einen wilden Sprung. Der Zeigefinger seiner rechten Hand ist weggeschossen.

„Das genügt hoffentlich!“ sagt ruhig der ältliche Mann, welcher jetzt auf der Schwelle steht. Er hat es in seiner Muttersprache gesagt, aber es tut nichts, daß der andere sie nicht versteht, er versteht ja doch, was der Fremde von ihm will.

Aber der Grimm ist jetzt größer in ihm als der Schmerz. Blitzschnell greift er in seinen Gürtel, und dann saust ein schwerer Gegenstand durch die Luft.

Der ältliche Mann sinkt lautlos zusammen.

Antipas, wiewohl von Schmerz gepeinigt, will wieder

nach seiner Waffe greifen. Aber die ist schon in guten Händen. Das Weib, das er hat töten wollen, hält ihm jetzt den Lauf entgegen.

Einen Moment lang bohren sich die Blicke der beiden ineinander. Dann schleicht der Feigling sich hinaus.

Einer Statue gleich verharrt das Weib unbewegt in ihrer Stellung, bis von draußen her Hufschlag hörbar wird, der langsam auf der Straße verhallt.

Eine Weile wartet die junge Frau noch, dann legt sie die Flinte auf den Boden und kniet neben dem hin, der sie gerettet hat.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Am Abend nach seiner Ankunft in Athen begab sich Deronge, wie zwischen ihm und der Wilkins verabredet worden war, in das Hotel d'Egypte. Es fing soeben zu dunkeln an, als er an die Tür des Zimmers, das die fatale Nummer dreizehn trug, pochte.

Es wurde ihm nicht aufgetan.

Er kam im Verlaufe des Abends noch zweimal, und gegen Mitternacht pochte er abermals an. Allein der Herr, welcher das Zimmer gemietet hatte, war noch immer nicht heimgekommen.

Deronge verbrachte auf diese Nachricht hin keine ganz ruhige Nacht. Er war nicht gerade ernstlich besorgt um die Amerikanerin, aber doch so weit beunruhigt, um keinen richtigen Schlaf zu finden. Mit John Rustin war sie nicht zusammengeraten, dessen war er ziemlich sicher, denn er hatte jenen im Verlauf des Nachmittags und Abends fast nicht aus den Augen verloren.

Rustin hatte offenbar nichts Bestimmtes vor. Er saß, was für den ihn beobachtenden Deronge nicht eben unterhaltlich war, stundenlang vor einem Kaffeehause,

ging dann in sein Hotel, aß und suchte sein Zimmer auf. Er wohnte seit heute dort und zwar unter dem Namen Dunois. Mit dem Manne, welcher derzeit seinen hübschen Schreibstift trug, hatte Rustin nicht mehr verkehrt, es müßte denn in den kurzen Zeiträumen gewesen sein, während deren Deronge im Hotel d'Egypte die Wilkins besucht hatte. Mit Rustin also hatte das Fernbleiben der jungen Frau wenigstens unmittelbar nichts zu tun.

Warum aber war sie nicht in ihr Hotel zurückgekehrt und hatte auch keinerlei Nachricht dahin gelangen lassen?

Deronge hatte, wie gesagt, keine angenehme Nacht. Es war ihm auch ärgerlich, daß er, wenn die Wilkins bis zum Morgen des kommenden Tages nicht wenigstens ein Lebenszeichen gegeben hatte, an dem Ausflug nach Marathon nicht teilnehmen konnte. Diesen sofort auszuführen, hatte die Gesellschaft nämlich an der Abendtafel sich geeinigt, denn der Hotelbesitzer war der Meinung, daß das bisher so gute Wetter in Bälde umschlagen werde, und riet seinen Gästen, die jetzt noch schöne Zeit zu den weiteren Ausflügen zu benützen.

Ob denn die Straßen auch sicher seien? So erkundigte sich Ladány, und es wurde ihm versichert, daß jetzt kaum etwas vorkommen dürfte, da erst vor etlichen Wochen die Gendarmerie das ganze Gebirge abgestreift habe, nachdem im Frühjahr allerdings mehrfache Entführungen stattgefunden hätten.

Diese Partie nach Marathon gehört für Geschichtsfreunde zu den lohnendsten. Es wurde daher beschlossen, sie zuerst auszuführen. Der Hotelier verpflichtete sich, Reitpferde und Proviant für zwei Tage beizuschaffen und auch seinen Gästen vier des Weges kundige, gut bewaffnete Männer aus seiner Dienerschaft mitzugeben.

Den Ausflug wollten der Professor, Martha und der inzwischen zu ihrem Verlobten avancierte Doktor,

ferner Lavinia, Deronge, Ralph, Ladány, Frau Mengs und Manil machen.

Knut Christensen hatte ein wunderbares Modell entdeckt, eine wahre Gladiatorengestalt; ihn hielt die Kunst also in Athen fest, die Clarkes aber blieben zurück, weil sie Bekannte gefunden hatten, und der Professorin war ein so weiter Ritt zu beschwerlich. Lehmann wieder konnte sich von den Spezialitäten nicht trennen, die man, allerdings nicht jeden verführend, in den griechischen Speisehäusern vorgesetzt erhält, und die Morris hatte sich unterwegs einen Anfall von Rheuma erworben, dem eine mehrtägige Ruhe recht gut tat.

Natürlich wußte Deronge jetzt schon, daß er selbst kaum Marathon sehen würde, denn wenn Frau Wilkins nicht vor dem Aufbruch zurückkehrte, mußte er ihr Kommen selbstverständlich abwarten oder — auch diesen Gedanken erwog er schon — nach ihr forschen.

Für sieben Uhr Morgens war der Aufbruch festgesetzt. Eine halbe Stunde vorher klopfte Deronge abermals bei Nummer dreizehn. Es war wieder umsonst. Ein Kellner, der soeben den Korridor passierte, sagte, daß der Herr von Nummer dreizehn noch nicht heimgekommen sei; der Schlüssel hänge noch auf dem Brette beim Portier. —

„Also Sie kommen wirklich nicht mit?“ fragte Lavinia verstimmt, als sie sah, daß Deronge so gar keine Anstalten machte, reisefertig zu werden.

„Am liebsten bliebe auch ich zurück,“ bemerkte Ralph, der ja wußte, weshalb man diesmal des Freundes Gesellschaft entbehren mußte.

Ein wenig überrascht von Taylors Worten blickte Lavinia diesen an, reichte rasch Deronge die Hand zum Abschied und bestieg dann ihr Pferd. Taylor zögerte einen Augenblick, folgte ihr aber dann, und einige Mi-

nuten später ritt die ganze Reisegesellschaft fort. Die Zurückbleibenden schauten ihnen, auf dem Trottoir stehend, nach.

„Nun, nun, Sie haben es aber eilig!“ sagte Deronge zu einem Burschen, der sich, zwischen ihm und Knut sich durchdrängend, gegen den Schloßplatz wandte.

Der Kerl grinste ihn frech an und eilte weiter.

„Ein wirkliches Galgengesicht!“ bemerkte Christensen, in die Tasche greifend. „Mich wundert nur, daß ich meine Börse noch habe. Der Kerl hat übrigens gestern auch schon hier herumgestanden.“

„So?“

Deronge war zerstreut. Es tat ihm leid, daß er zurückbleiben mußte, und er dachte nun schon in schwerer Sorge an Frau Wilkins.

— — — — — — — — — — — —

Die Reisenden hatten am Schloßgarten entlang die Straße nach Kephisia eingeschlagen. Soeben verschwand das sehr mittelmäßige Pferd, welches Manil ritt, hinter den Pflanzengruppen des Vorparkes, da jagte ein anderer Reiter an den Zurückgebliebenen und noch vor dem Hotel Plaudernden vorüber. Der Bursche war es, der sich vorhin so unverschämt zwischen ihnen durchgedrängt hatte. Er verschwand in der Universitätsstraße. Wohl bemerkte ihn Deronge, aber er brachte ihn mit seinen fortziehenden Freunden in keinerlei Verbindung, konnte dies ja gar nicht tun, denn er wußte nicht, daß dieser Reiter nach Gargassons Schenke jagte, woselbst er meldete, daß die bewußte Gesellschaft nach Marathon aufgebrochen sei.

Und Deronge wußte auch nicht, daß dieses Burschen Herr derselbe Mann sei, den die Wilkins ihm gestern in Rustins Gesellschaft gezeigt und an dessen Uhrkette des Amerikaners Schreibstift baumelte.

In recht gedrückter Stimmung wollte Deronge als

letzter soeben in das Hotel treten, da hielt er noch einen Augenblick lang inne. Er befand sich schon im Schatten einer der Oleandergruppen, welche den breiten Eingang flankierten, und so konnte der, welcher da draußen vorüberging, ihn nicht sehen. Dieser rasch Vorübergehende warf einen Blick in den Flur, einen merkwürdig stechenden, scharfen Blick, und dabei lächelte er höhnisch.

Der so lächelte, war Rustin.

Deronge ging recht nachdenklich in sein Zimmer. Er überlegte, ob er nicht etwa jetzt schon das Fehlen der Wilkins bei der Polizei melden solle — aber war dies nicht doch noch verfrüht? Bei den Unternehmungen der Wilkins konnten ja so manche Verschiebungen eintreten. Wie leicht konnte sie bei Verfolgung einer Sache oder einer Person aufgehalten werden, so daß sie eine Verabredung nicht einzuhalten vermochte.

Deronge wartete also bis zwölf Uhr. Er blieb aber nicht in seinem Zimmer, das hätte seine Unruhe nicht gelitten. Er ging zwischen den beiden, gar nicht weit voneinander befindlichen Hotels auf und ab.

Ein wenig nach zwölf Uhr war es, da blieb er plötzlich bei der Mündung einer Quergasse stehen.

„Gott sei Dank!“ sagte er. „Aber — mein Gott, wie sehen Sie denn aus?“

Im Schatten der Häuser dieser Gasse, deren eine Ecke das Hotel d'Egypte bildet, war langsam ein ältlicher Mann dahergekommen, unter dessen Hut sich ein schwarzer Verband zeigte, und der einen feinen, natürlich geschlossenen Regenschirm und eine lange Flinte trug.

„Geben Sie mir den Arm!“ bat der Herr. „So komme ich schneller vorwärts.“

Fünf Minuten später streckte sich die Wilkins angekleidet, wie sie war, auf das Sofa ihres Zimmers. Sie war trotz ihres Übelbefindens in guter Laune.

„So — und jetzt,“ bat sie, „breiten Sie eine Decke über mich, und dann bestellen Sie mir einen starken Tee. Ich habe seit gestern drei Uhr nichts gegessen.“

Deronge tat, was sie wünschte, dann setzte er sich zu ihr. „Brauchen Sie Hilfe?“ fragte er teilnehmend.

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie hatten aber doch ein Erlebnis?“ fragte er.

„Und ob! Aber ich bin froh, daß ich es hatte.“

„Diese Flinte ist ein Andenken daran?“

„Diese Flinte und dieser Morgenstern.“ Die Wilkins holte eine nußgroße eiserne Kugel, die mit derben, ebenfalls eisernen Stacheln besetzt war, aus ihrer Tasche und legte sie auf den Tisch.

„Da ist ja Blut daran!“ sagte Deronge.

„Das meinige.“

„Sind Sie schwer verwundet?“

„Ich hätte schon noch mehr ausgehalten, und zudem wurde ich liebreich gepflegt.“

„Von wem?“

„Von einer, der ich einen kleinen Dienst erweisen konnte. Sie hat dann freilich das Weite suchen müssen, denn sie muß Verfolgung fürchten. Dann — nun dann habe ich, als es Tag geworden war, an der Landstraße auf jemand gewartet, der mich mitnehmen konnte. Ein Weinbauer ist's gewesen, der irgend einem Wirt hier Malvasier zuführte. Sie sehen, ich bin in guter Gesellschaft zurückgekommen.“

Sie war doch recht matt, die arme Wilkins.

Deronge wollte sie nicht weiterreden lassen.

Aber sie selbst ließ sich keine Ruhe. „Haben Sie nur keine Sorge. Ich rapple mich schon wieder auf. Ich habe eben ein bißchen Fieber, denn es ist viel Tau gefallen, und ich bin keine Blume, mir tut der Tau nicht gut. Dazu kam noch das Wundfieber —“

„Und da nehmen Sie Tee?"

„Lieber Deronge — zuerst muß die Kälte aus mir heraus, alles andere gibt sich dann von selbst. Ich kenne mich. Zwei Stunden Schlaf und ich bin wieder frisch, wenigstens halbwegs frisch. Aber jetzt reden Sie. Haben Sie unseren Freund Rustin ein bißchen beobachten können?"

„Das konnte ich. Er hat sich ganz unverdächtig benommen."

„Und mit niemand verkehrt?"

„Soweit ich weiß, nein. Aber mit wem meinen Sie denn, daß er hier verkehren soll? Er ist ja noch keine vierundzwanzig Stunden in Athen."

„Er hat keine drei Stunden dazu gebraucht, um mit einem der größten Schurken der Stadt gut Freund zu werden."

„Zu welchem Zweck?"

„Wissen Sie, wer Kephas ist?"

Die Wilkins winkte eine Antwort ab, denn soeben brachte der Kellner den Tee und Zubehör.

„Sperren Sie hinter dem Menschen zu," bat sie.

Deronge tat es. „Sie sind ja völlig eingehüllt in schauerliche Geheimnisse!" bemerkte er dann lächelnd.

Sie nickte. „Wissen Sie, wer Kephas ist?" fragte sie noch einmal.

Er verneinte.

„Einer der schönsten Männer, die ich jemals sah."

„O!"

„Und daneben einer der gefährlichsten Banditenhäuptlinge, welche die Leute, die sich ins Gebirge — ich meine den Pentelikon — wagen, entführen, um durch ihre Auslösung Geld zu gewinnen. Das Geschäft geht sehr gut. Kephas lebt — meine nächtliche Freundin hat es mir gesagt — wie ein Fürst, kleidet sich, das

habe ich selber gesehen, mit Geschmack und raucht goldfarbenen Tabak aus edelsteinbesetzten Pfeifen."

Die Wilkins hatte sich, während sie so redete, aufgerichtet und hatte begonnen, sich den Tee herzurichten, deshalb bemerkte sie es nicht, daß sich im ganzen Wesen ihres Zuhörers eine peinliche Spannung immer deutlicher ausdrückte. Jetzt aber schaute sie, ein Schinkenschnittchen zwischen den Zähnen, auf und fragte: „Ja, was ist Ihnen denn?"

„Sie redeten vom Pentelikon?"

„Ja."

„Und von einer Räuberbande?"

„Gewiß."

„Deren Führer Sie gesehen haben?"

„Gestern abend, ja — und zwar in Gesellschaft des Mannes, dem ich folgte."

„Des Mannes, der mit Rustin geredet?"

„Ja. Und Rustin hat ihn gestern morgen aufgesucht. Der Mann heißt Gargasson, und Rustin, der schon auf der „Circe" von ihm erfahren, hat ihn gestern früh aufgesucht, um ihm die Gesellschaft der „Savoia" zu beschreiben und um es ihn wissen zu lassen, daß ein Millionär, ein paar Berühmtheiten — eine davon sind Sie, mein lieber Deronge — und eine wunderschöne Frau darunter seien."

Deronge wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Da erhob sich die Wilkins. Die Decke zur Seite werfend sagte sie: „Ich verstehe Ihre Fassungslosigkeit nicht. Man wird die Leutchen eben keine Ausflüge machen, aber Rustin, den ich endlich überweisen kann, festnehmen lassen. Dann ist ja alles gut."

„Taylor, Lavinia und noch einige von unserer Gesellschaft sind heute früh weggeritten," sagte der Franzose.

„Wohin sind sie geritten?" fragte Frau Wilkins hastig.

„Ihr Ziel ist Marathon. Sie sind über Kephisia geritten.“

Die Wilkins setzte sich wieder. Ein Schwindel hatte sie dazu gezwungen. „Da erreicht Rustin wahrscheinlich seinen Zweck,“ sagte sie.

Jetzt war es Deronge, der einen hoffenden Gedanken faßte. „Man wird Taylor auslösen wie die anderen. Man muß eben, wenn es wirklich zu einer Gefangennehmung kommt, nach Geld telegraphieren.“

Die Wilkins seufzte. „Ich fürchte,“ sagte sie, „daß Ralph Taylor, wenn auch alle anderen ausgelöst werden, nicht mehr aus Kephas' Händen kommt. Rustin, der dies alles so-schlau eingerichtet hat, wird wohl dafür sorgen, daß sein Vetter diesmal sicher stirbt.“

Deronge ließ den Kopf sinken. Er dachte an das höhnische Lächeln, an den boshaften Blick Rustins. Ralph war diesmal verloren.

„Gehen Sie sofort zur Polizei und bitten Sie, daß man der Gesellschaft eine Abteilung Gendarmen nachschickt,“ riet die Wilkins. „Wir haben leider genug Gründe, um dieses Ansuchen unterstützen zu können.“

Der Franzose hatte sich schon erhoben. „Ich finde Sie hier, wenn ich zurückkomme?“

Die Wilkins lächelte trüb. „Diesmal finden Sie mich sicher hier.“

Es dauerte wohl eine Stunde, bis Deronge wieder an der Tür von Nummer dreizehn pochte. Er war nicht allein. Ein Herr von der amerikanischen Gesandtschaft und ein Polizeibeamter begleiteten ihn.

Es trat ihnen kein ältlicher Herr, es kam ihnen eine junge hübsche Dame entgegen, die einen kunstgerechten Verband um den Kopf trug und deren Wangen ein wenig bleich waren.

Sie trug den Herren in Kürze vor, wie es zwischen Ralph Taylor und John Rustin stand, was in Copiapó, in der Villa am See und während dieser Reise geschehen war, und erzählte ihnen ebenso prägnant, was seit dem gestrigen Morgen und der laufenden Stunde vorgefallen. Und schließlich legte sie ihnen sämtliche, gestern von ihr behobenen Briefe vor, natürlich auch das von ihr schon geöffnete Schreiben an Rustin. Es war auch ein Brief an Deronge dabei, ferner ein Brief an Ralph Taylor mit dem Stempel „Pullman“ und ein Brief an Lavinia Gerald mit dem Stempel „Belgrad“.

Nachdem man in Rustins Schreiben Einsicht genommen, erbrach man auch den an Taylor gerichteten Brief; er war von einer „Jane“ geschrieben und unterzeichnet worden, enthielt die Frage, weshalb das nach dem Hotel Continental, New York, abgesandte Telegramm und der nach Ajaccio adressierte Brief nicht beantwortet worden seien, klagte einen „John“ an, falsch und schlecht zu sein, und sprach die Meinung aus, daß „John“ noch entlarvt werden müsse, worüber allerdings seine ganz verblendete Mutter zu Grunde gehen würde. Auch wurde in diesem Schreiben erwähnt, daß Onkel Robinson sich wohl befinde, so wohl wenigstens, schrieb Jane, als dies in seiner Lage möglich ist, denn diese ist sehr übel. „Du mußt das, was ich Dir jetzt eröffnen will, lieber Ralph, ja doch erfahren. Er selber müßte es Dir am Ende dieses Jahres sagen, da will lieber ich es heute schon tun, damit Du dem armen alten Mann, der ja trotz allem so herzensgut ist, gefaßt entgegentreten kannst. Also — Onkel Robinson hat mit seinem und auch mit Deinem Gelde spekuliert und hat ungeheure Verluste gehabt. Wie viel Vermögen Du noch besitzest, das weiß ich nicht, weiß nur, daß diese Verluste durchaus nicht nur eine Phantasie des armen Onkels sind, denn was

er mir gestern, von Gewissensbissen fast erdrückt, darüber mitteilte, das hat Tante Dorothea, welche Zeugin dieses peinvollen Geständnisses war, bestätigt. Es wird gut sein, wenn Du bald heimkommst."

Dieses Schreiben lag schon seit mehreren Tagen in Athen. Es war ein Brief, der seine Leser recht besorgt machte. Da auch Lavinia, die Adressatin des anderen Briefes, sich derzeit in einer mindestens kritischen Situation befand, eröffnete man auch diesen.

Er kam von einer „Tante Bogumitsch", die ungemein liebevoll schrieb. Sie teilte ihrer Nichte unter anderem mit, daß sie von der Königin in Nisch empfangen worden sei, und daß Natalie noch ruheloser als sonst sei, daß jedoch diesmal ihr Zustand nichts mit Eifersucht zu tun habe. Es seien ihr Schriften abhanden gekommen, und sie fürchte deren Auftauchen fast ebensosehr wie ihr Verschwundenbleiben. „Auch Deiner gedachte sie," schrieb Tante Bogumitsch, „und läßt Dir durch mich sagen, daß ihr der Vorfall auf der Terazia unendlich leid täte, daß Franassowitsch ihr über Dich vollständig die Augen geöffnet habe, und daß sie am Tage nach dem peinlichen Geschehnis habe zu Dir kommen wollen, um Dir volle Satisfaktion zu bieten. Aber eben an diesem Tage habe sie den Diebstahl entdeckt und darüber alles andere vergessen. Und am nächsten Morgen warst Du ja schon abgereist."

Das mochte für Frau Gerald recht interessant sein, die gegenwärtigen Leser des Briefes interessierte indessen nur sein Schluß. Dieser lautete: „Daß ich mit Dir allenfalls den Winter in Italien zubringe, das ist leider ganz ausgeschlossen. Du weißt ja, Deine Mutter und ich müssen sparsam leben —"

„Hat die Dame noch andere, vielleicht reiche Verwandte?" erkundigte sich der Herr von der Gesandtschaft, dem natürlich, wie auch den drei anderen, die Frage des

Lösegeldes vorschwebte. Denn daß es zur Zahlung eines solchen kommen werde, war ja nahezu schon zweifellos.

Deronge war in der Lage, diese Frage bestimmt verneinen zu können, setzte jedoch hinzu: „Hinsichtlich Frau Geralds ist mir nicht bange. Wenn es wirklich dazu kommt, daß sie ausgelöst werden muß, wird dies zweifellos geschehen."

Er tauschte bei diesen Worten einen Blick mit der Wilkins, den diese durch ein Kopfnicken beantwortete.

Und dann fragte er den Gesandtschaftsbeamten, ob Serbien politisch in Athen vertreten sei, und erhielt die Auskunft, daß es sogar einen außerordentlichen Gesandten, Herrn Kaljewitsch, hier habe, welcher allerdings derzeit auf einer Dienstreise begriffen sei. Deronge notierte sich die Adresse dieses Herrn. Die Wilkins aber hatte hastig nach Hut und Handschuhen gegriffen.

„Sie wollen ausgehen?" rief Deronge.

Sie lächelte müde. „Wenn Sie mir diesen Herrn Rustin suchen wollten, wäre es mir freilich lieber. Ich schliefe jetzt gern ein paar Stunden."

Deronge hatte ihr Hut und Handschuhe weggenommen. „Soll ich Ihnen nicht doch einen Arzt schicken?"

„Nicht nötig. Ich habe noch nicht vergessen, was man in meinem Falle zu tun hat."

Eine Minute später war Frau Wilkins allein.

„Ein famoses Weib!" sagte der Amerikaner, als die drei Herren die Treppe hinuntergingen.

„Eine selten tüchtige Frau!" antwortete Deronge trocken.

Am Tore unten trennte sich der Herr aus der amerikanischen Gesandtschaft von Deronge und dem Polizeibeamten, und diese begaben sich nach dem Hotel, in welchem Rustin sich einlogiert hatte.

Sie waren auf einem kleinen Umweg dahin ge-

langt. Der Polizeibeamte hatte sich Hilfe geholt. Zwei Agenten folgten ihm. Weiter hatte man keinen Aufenthalt mehr. Es ging alles ganz glatt ab.

Als man an die Tür des Zimmers pochte, welches seit gestern Herr Dunois bewohnte, öffnete er selbst. Er wich vor den vier Männern langsam zurück. Offenbar war er auf solchen Besuch nicht gefaßt gewesen. Er hätte ihm vielleicht nicht einmal die richtige Bedeutung beigelegt, wenn nicht Deronge einer seiner Besucher gewesen wäre. Daß ihm dieser unter den bestehenden Verhältnissen harmlose Leute zum Besuche bringen werde, war aus dem Kreise aller Möglichkeiten ausgeschlossen.

John Rustin sandte einen Blick der Verzweiflung durch das Zimmer, aber er wohnte im obersten Stockwerke, ein Sprung da hinunter wäre der Tod gewesen.

Die Herren waren eingetreten, und der letzte, der hereingekommen war, hatte die Tür hinter sich geschlossen.

„Was wollen Sie?“ fragte jetzt Rustin heiser. Er hatte sich so weit gefaßt, daß er reden konnte.

„Sie sind verhaftet, Herr — Dunois!“ antwortete vortretend der Polizeibeamte.

Rustin hatte mit einem Schlag seine Frechheit wieder zurückgewonnen. Er lächelte jetzt. „Warum verhaftet man mich? Ich werde mich beschweren.“

Deronge, empört über solche Keckheit, trat jetzt vor. „Ich begreife Sie nicht, John Rustin,“ sagte er zornig. „Ich denke, Frau Wilkins hat Ihnen doch Ihr Sündenregister deutlich genug vorgehalten.“

„Die Wilkins ist eine Schwätzerin!“ Es lag tatsächlich eine tiefe Verachtung in des Schurken Worten, und daneben kam ein tiefer Haß zum Ausdruck.

Der Franzose lächelte sarkastisch. „Ich glaube es gern, daß Ihnen diese Frau unangenehm geworden ist,“ sagte er.

„O, ich fürchte die Wilkins nicht!" prahlte Rustin.

„Nicht? Und doch haben Sie die „Savoia" eiligst verlassen und sind in Ihrer jetzigen Gestalt auf der „Circe" hierher gereist."

„Wer sagt das?"

„Frau Wilkins. Sie ist auch auf der „Circe" hierher gekommen."

Rustin taumelte zurück. „Frau Wilkins und ich — ich —"

Deronge fuhr eisig fort: „Sie wollen sagen, daß Sie sie nicht gesehen haben. Aber sie war dennoch immer in Ihrer Nähe. Erinnern Sie sich des Landmannes mit der Backengeschwulst?"

Der entlarvte Schurke knirschte wütend mit den Zähnen.

„Sie war auch mit Ihnen zugleich bei Gargassons Schenke und ist diesem, nachdem er und Sie in der Bahnhofhalle die Passagiere der „Savoia" sich betrachtet hatten, zu Kephas gefolgt. — Wollen Sie noch mehr wissen? Oder sind Sie nicht mehr neugierig, wie dieser letzte Anschlag auf Taylors Leben ausgehen wird? Ich sehe nämlich, daß Sie schon zur Abreise gerüstet sind."

„Mit dem Schnelldampfer „Poseidon" wollte er fahren," bemerkte der Polizist, ein Schiffsbillett, das neben Rustins schon verschlossener Tasche lag, an sich nehmend. „Das Schiff geht in zwei Stunden ab. Wir sind also gerade noch zu rechter Zeit gekommen."

Ja, sie waren noch zu rechter Zeit gekommen, um ihn an der Abreise zu hindern, nicht aber an der Flucht, an der schauerlichen Flucht in das Jenseits.

Einige rasche Schritte, ein Sprung nach dem offenstehenden Fenster — und er verschwand in der Tiefe.

Man hörte seinen Körper schwer auffallen, dann das Schreien und das Zusammenlaufen von Leuten.

„Das war das klarste und einfachste Schuldbekenntnis," sagte ernst der Beamte. „Ich habe also hier nichts mehr zu tun. Bitte, mein Herr, kommen Sie."

Deronge, der recht blaß geworden war, ging gleich den anderen aus dem Zimmer, das der Kommissär absperrte und dessen Schlüssel er zu sich steckte.

Unten hielt Deronge sich nicht auf. Was da zu tun war, konnte nicht seines Amtes sein.

Auch die Wilkins wollte er nicht stören, denn für den Augenblick gab es für sie auch nichts zu tun. Aber auch in sein Hotel mochte er nicht gehen. Er wollte der alten lieben Professorin nicht unter die Augen kommen.

„Das heißt man eine Vergnügungsreise!" dachte er wieder, während er nach dem Telegraphenamte ging.

Dort gab er an seinen Pariser Bankier eine Depesche auf. Sie lautete: „Brauche all mein Geld. Weisen Sie es mir so schnell als möglich telegraphisch an."

Als die Depesche erledigt war, ging Deronge zum Polizeiamte und erfuhr dort, daß soeben zehn Gendarmen den Reisenden nachgesandt worden seien.

Und noch etwas erfuhr er. Gargasson war schon festgenommen worden.

„Mehr läßt sich einstweilen für unsere Freunde nicht tun?" erkundigte er sich.

Die Frage wurde entschieden verneint.

„Warum habe denn ich mich der Expedition nicht anschließen dürfen? Es ist schrecklich, so ganz untätig hier bleiben zu müssen!" murrte er.

Man beruhigte ihn. Augenblicklich wisse man ja noch gar nicht, ob es wirklich zu einer Entführung der Bedrohten käme, und die ihnen nachgesandten Gendarmen seien tüchtige, erprobte, mit allen Eigentümlichkeiten des Landes vertraute Leute, welche ihr möglichstes tun würden, die Gesellschaft noch rechtzeitig zu erreichen.

Serbiens Gesandter, Herr Kaljewitsch, bei welchem er alsdann vorsprechen wollte, befand sich augenblicklich gleich dem Gesandten Amerikas nicht in der Stadt, wurde jedoch im Verlaufe der kommenden Nacht zurückerwartet.

Deronge ließ einige Zeilen an ihn zurück und begab sich dann in das Hotel d'Egypte, wo er Frau Wilkins schon ziemlich wohlauf vorfand.

Das Ende John Rustins regte sie nicht weiter auf. „Es ist am besten so, nicht nur für ihn, sondern auch für seine Verwandten.“ Das war alles, was sie zu bemerken hatte. Und wahrlich, John Rustin verdiente nicht mehr.

„Dann habe ich noch zwei Neuigkeiten,“ fuhr Deronge in seinem Berichte fort.

„Nun?“

„Gargasson ist schon festgenommen.“

Die Wilkins nickte befriedigt. „Und?“ fragte sie dann.

„Frau Geralds Bruder ist im Duell gefallen, wie man mir brieflich mitgeteilt hat.“

Das bewegte die Wilkins schon mehr. „O, die arme Frau!“ sagte sie bedauernd. „Sie hat jetzt schlimme Tage. Hat sie ihn denn sehr geliebt?“

Deronge zuckte die Schultern. „Er war nicht viel wert, denn ich weiß, daß er ihr Schande und tausend Verlegenheiten bereitete. Es ist auch in Bezug auf ihn gut, daß es so gekommen ist.“

„Hübsche Leichenreden halten wir, das muß man sagen!“ bemerkte die Wilkins herben Tones. „Daß es auch so viele niedrige Kreaturen gibt! Ich bin oft ganz erfüllt von Haß gegen die Menschen.“

Deronge blickte sie freundlich an. „Das habe ich schon in der kurzen Zeit, in der ich Sie kenne, öfters bemerkt,“ sagte er lächelnd. „Sie besitzen gar kein Herz mehr. Zum Beispiel: der Armut gegenüber sind Sie ganz teilnahmlos — da geben Sie nicht mit vollen Hän-

den, und die kranke Frau in Ajaccio, mit der Sie heimlich so viel zu reden hatten, die hat Ihnen natürlich auch nur den Saum des Kleides geküßt, weil Sie ihr Ihren Menschenhaß so recht nachdrücklich zeigten."

„Ah, lassen Sie das!" wehrte die Wilkins ab. „Ich habe wenig Bedürfnisse und verdiene viel Geld. Was soll ich denn damit machen? — Aber ich glaube, man klopft."

Der Hotelbesitzer trat ein. „Es ist besorgt, Madame," sagte er, die hübsche Frau, in die sich der ältliche Mann verwandelt hatte, bewundernd betrachtend. „Das Geld kann, so erfuhr ich, morgen um diese Zeit angewiesen sein."

Über das Gesicht der Wilkins war eine feine Röte gehuscht. Sie war ein bißchen verlegen.

Der Hotelier fuhr, ihren Wink nicht beachtend, tröstend fort: „Es ist übrigens noch gar nicht ausgemacht, daß Kephas diese zehntausend Dollars einstecken wird."

„Schon gut — ich danke Ihnen."

Die sonst so freundliche Frau drehte ihrem dienstfertigen Bewunderer ärgerlich den Rücken.

Deronge lächelte. Als sie wieder allein waren, ergriff er ihre Hand. „Wieder ein Beweis, wie tief Ihr Menschenhaß ist," sagte er. „Für wen halten Sie denn das Geld bereit?"

„Zur Auslösung des Professors," gab sie jetzt unbefangen zu. „Ich habe ihn aufrichtig lieb gewonnen und — ich weiß, daß seine Familie ein etwa notwendig werdendes Lösegeld nicht leisten kann. Und — seine Frau ist kränklich und lebt fast nur für ihn — ich meine, sie würde es nicht überleben, wenn Kephas, der schöne Kephas — er ist entsetzlich kaltblütig — den alten Herrn niederschösse."

Deronge preßte die Zähne aufeinander. Seine

Frage klang ganz grimmig. „Er ist also wirklich dessen fähig, dieser schönste Grieche?"

Die Wilkins nickte nur.

„Nun, da ist's ja gut, daß wir auf alle Fälle unsere Vorbereitungen getroffen haben."

„Sie auch?"

Jetzt nickte er.

Die Wilkins war nachdenklich geworden. Nach einer Weile trat sie zu Deronge und sagte: „Werden Sie es mir übelnehmen, wenn ich mich in Ihre Privatverhältnisse mische?"

„Es wird mir wohl tun."

„Wieviel lassen Sie sich kommen?"

„Etwa neunzigtausend Franken."

„Ist diese Summe alles, was Sie haben?"

„So ziemlich. Ich erbte vor ein paar Jahren das Doppelte — aber Sie wissen ja, Geld, das man nicht verdient, bleibt nicht gern bei einem. Ich habe viel ausgegeben — und so stehe ich jetzt bei etwa neunzigtausend Franken —"

„Dann ist das Opfer zu groß. Sie dürfen nämlich, nach dem Brief dieser Jane zu urteilen, nicht sicher auf Rückerstattung rechnen."

„Ich weiß, aber Sie bringen ja unter derselben Voraussetzung ein ebenso großes Opfer."

„Doch nicht. Ich habe mir noch weitere zehntausend Dollars zurückbehalten, und ich bin jung — ich kann noch viel arbeiten."

„Werfen Sie mir doch nicht meine Jahre vor!" entgegnete Deronge scherzend. Und dann fuhr er ernster fort: „Liebe Freundin — erlauben Sie mir, daß ich Sie so nenne — also liebe Freundin, ich bin noch immer meine zehntausend Franken fürs Jahr wert. Ein literarisches Unternehmen hat mir so viel noch im ver-

gangenen Frühjahr geboten. Bis Ende Oktober kann ich mir die Sache überlegen. Sie sehen — ich werde nicht ins Armenhaus gehen müssen, wenn ich dieses Geld verliere."

„Nun — da habe ich freilich nichts mehr zu sagen!" meinte die Wilkins.

Aber Deronge hielt ihre Hand fest. „Doch — doch! Sie wollten noch etwas sagen. Ihre Augen leuchten ja förmlich. Was die so hübsch ankündigen, das möchte ich doch deutlich hören."

Die junge Frau lächelte. „Nun — ich kann's Ihnen ja sagen. Ich dachte soeben daran, wie glücklich wir eigentlich sind. Wir können ruhig unser Geld hingeben, denn erstens bedeutet es uns nicht übermäßig viel, und zweitens können wir uns immer wieder das wenige schaffen, das wir brauchen."

„Das freut Sie so sehr?"

„Ja, denn es bedeutet, daß wir freie Menschen sind — und das ist herrlich — herrlich!"

„Sie haben recht! Das ist herrlich!" gab Deronge zu. Er war jedoch davon nicht so begeistert als die Wilkins, die hochaufgerichtet, mit lächelndem Mund und leuchtenden Augen vor ihm stand.

„Es ist herrlich!" wiederholte er noch einmal. Aber wenn auch sein Geist davon überzeugt war, irgend etwas in ihm wollte sich nicht mitfreuen. Er spürte in diesem Augenblick, daß er alt sei, daß er nimmer die stolze Kraft in sich spüre, die sich allein genug ist; er fühlte, daß die Freiheit für ihn nimmermehr gar so großen Wert habe, denn er sehnte sich ja förmlich nach einem Gebundensein, nach einem Anschluß.

Seine Worte klangen in einem ihnen widersprechenden Seufzer aus.

Die Wilkins ahnte, was in ihm vorging, und lenkte deshalb rasch das Gespräch auf ein anderes Thema.

„Wissen unsere anderen Reisegenossen, daß acht der Unseren in Lebensgefahr sind?“ erkundigte sie sich.

„Nein. Der Professorin wegen habe ich mich nicht einmal in die Nähe des Hotels gewagt.“

„Die Arme würde sich freilich — und vielleicht ganz überflüssigerweise — gräßlich ängstigen.“

„Ganz gewiß überflüssigerweise, da Sie ihr ja den alten Mann loskaufen wollen.“ In des Franzosen Geiste mußte ein humoristischer Gedanke entstanden sein. Er brachte ihn zum Lachen — ja, hellauf lachte er in dieser Stunde, in welcher seine Seele gleichwohl voll Kummer und Sorge war. „Wie viele Vorträge etwa haben Sie denn von Herland gehört?“ fragte er.

„Ich denke schon, daß es fünf oder sechs waren. Warum fragen Sie danach?“

„Nun, ich dachte soeben daran, daß wohl noch niemals ein Professor für seine Vorträge so hoch honoriert worden ist. Sie bezahlen da eine jede Vorlesung mit etwa zweitausend Dollars.“

— — — — — — — — — — — —

Des Hoteliers Prophezeiung hatte sich früher erfüllt, als er selber gemeint. Gegen Abend waren schwere Wolken im Osten aufgestiegen, und als es völlig Nacht geworden war, tobte ein mächtiges Gewitter über ganz Attika. Im Lesezimmer des Hotels d'Angleterre waren noch um Mitternacht etliche Leute versammelt — nicht zu freundlichem Geplauder, auch nicht zu einer Beratung, es gab ja nichts zu beraten, man konnte nur warten, in erzwungener Geduld abwarten, ob sich nicht schon in nächster Stunde etwas ereignen werde.

So saßen denn Deronge, die Wilkins, die jetzt auch hierher übersiedelt war, Christensen, Herr Lehmann und der Hotelbesitzer beisammen und tauschten hie und da eine Bemerkung aus.

Sogar Lehmann, der sich sonst doch nur für seinen Gaumen interessierte, war aufrichtig bewegt von dem Schicksal seiner Reisegefährten. Aber er fand es auch ungemein interessant, daß sich solches während seiner Vergnügungsreise ereignen konnte. Als es ein Uhr wurde, zog er sich jedoch mit der sehr vernünftigen Bemerkung, daß man ja doch nicht helfen könne, zurück.

„Sie sollten wie Herr Lehmann tun," riet Deronge der Wilkins. „Sie sehen nicht frisch aus." Die beiden saßen in einer Fensternische. Das Fenster war offen.

Statt ihm zu antworten, erhob sich die junge Frau und lauschte auf die Straße hinaus.

„Es kommen Reiter — sie halten vor dem Hause!" sagte sie aufgeregt, und jetzt sah sie sehr frisch aus.

Der Hotelier war auf ihre Worte hin hinausgeeilt.

Die anderen folgten ihm. Der Portier hatte das Tor schon geöffnet.

Doktor Lange und Martha ritten herein; einer der Leute, welche der Hotelier der Gesellschaft mitgegeben, folgte ihnen. Lange war am linken Arm, der Diener an der Schulter verwundet.

Man hob Martha aus dem Sattel. Sie sank der Wilkins schluchzend an die Brust.

Keiner fragte mit Worten.

Lange, der sehr ermüdet aussah, gab ihren angstvollen Blicken Auskunft. „Die übrigen sind wahrscheinlich in der Gewalt des Kephas, wenn nicht einer oder der andere —"

Er redete nicht weiter. Er biß die Zähne zusammen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ohne merkliche Beschwerde hatten die Ausflügler den Weg bis zu dem hoch auf dem Pentelikon gelegenen

Dörflein Stamata zurückgelegt. Nach dem hier eingenommenen Mittagsmahle aber, als der Weg sie noch tiefer in das Gebirge führte, wurde dieser so schlecht, daß Frau Mengs, die es im stillen schon längst bereute, mitgekommen zu sein, ihrem Unmut recht ausdrucksvolle Worte verlieh.

Ladány, für Strapazen auch nicht besonders eingenommen, war verdrossen hinter dem Professor, Ralph und Lavinia zurückgeblieben und so in die Nähe der alten Kokette geraten. Und nun schimpften beide weidlich miteinander. Es war ganz selbstverständlich, daß Ladány an und für sich schon in übler Laune war.

Seit die Wilkins seine Zeitungsintrige entdeckt und zu nichte gemacht hatte, und seitdem, trotz wiederholten Ansuchens, kein Geld mehr von König Milan gekommen war, und auch Nikifor nichts mehr von sich hatte hören lassen, verwünschte Ladány diese Reise. Es war ja seine Tätigkeit nach jeder Richtung hin gelähmt. Er wußte nicht, ob er Milan und Nikifor als Freunde oder als Feinde zu betrachten habe, ob er also für oder gegen sie arbeiten solle. Hatte Nikifor die Papiere etwa schon in Händen und vielleicht auch schon für sich allein verwertet?

Bei diesem Gedanken schloß Ladány jedesmal grimmig die Zähne. Es gibt ja auch eine Verbrecherehre, aber der herabgekommene Edelmann schätzte seinen Freund so niedrig ein, daß er ihm nicht einmal den Besitz dieser Gattung von Ehre zutraute, und er wäre am liebsten sogleich nach Belgrad zurückgekehrt. Aber er hatte nicht mehr so viel Geld, um eine neue Schiffskarte lösen zu können, und die „Savoia“ trat erst am 6. Oktober ihre Fahrt nach Fiume an, bis wohin er die Fahrt und Verpflegung schon bezahlt hatte. So machte er denn auch diesen Ausflug mit. Er hätte die wenigen noch fehlenden Tage nicht in Ruhe verbringen können.

Es gab also ihrer mehrere in der Gesellschaft, welche dieser Ausflug nicht eben viele Freude bereitete.

Doktor Lange jedoch, seine Verlobte und sein künftiger Schwiegervater waren, allerdings aus sehr verschiedenen Gründen, äußerst befriedigt von diesem Ritt durch ein wahrhaftig nicht übermäßig schönes Bergland. Die jungen Leute wären ebenso glücklich durch eine sibirische Tundra geritten, denn sie machten eben Seite an Seite den Weg, und Herland war selig, denn er sollte ja Marathon sehen, Marathon, auf dessen Boden die Athener sich für alle Zeiten das schönste Blatt in ihren Ruhmeskranz geflochten hatten.

Es war um die Zeit, in der die Strahlen der Sonne goldiger werden und die Schatten sich violett zu färben beginnen, als die Gesellschaft nach abermaliger kurzer Rast aufbrach, um auf einem schmalen Saumpfad nach dem Tale des Chadabrabaches zu reiten, in welchem der Flecken Marathon liegt. Die Mehrzahl der Reisenden war schon in einer schluchtartigen Einsenkung verschwunden. Nur Lange und Manil, Martha und einer der Hotelbediensteten befanden sich noch auf der Raststelle.

Dokor Lange hatte es nämlich für notwendig befunden, den Sattel von Marthas Pferd fester zu schnallen, und Manil war ihm dabei behilflich, während der andere Diener, Jannis mit Namen, noch einmal die übrigen Pferde zu einer Quelle führte, die hier dem Boden entsprang.

Plötzlich fiel vor ihnen ein Schuß, dem gleich danach noch etliche andere folgten.

„Auf die Pferde!“ rief Jannis. „Unsere Reisenden sind auf Räuber gestoßen.“

„Mein Vater!“ schrie Martha, „Gott im Himmel — mein Vater!“ Und sie wollte, verwirrt vor Angst, zu Fuß nach dem Engpaß laufen, hinter welchem die

anderen soeben erst verschwunden waren. Aber Lange hielt sie zurück. „Stehen Sie mir dafür, daß Sie diese Dame sicher nach Stamata zurückbringen?“ fragte er Jannis.

„Ich stehe für nichts,“ antwortete dieser hastig und sichtlich von einer allerdings sehr gerechtfertigten Furcht gequält.

Er saß auch schon zu Pferde.

In demselben Augenblick sah Lange, wie Manil, sein Tier zurücklassend, in die Schlucht einbog. Da hob er die totenbleiche Martha auf ihren Braunen und warf sich selber auch auf sein Roß. Schon hatten sie fast die kleine felsumgürtete Bergwiese hinter sich, da sausten ihnen ein paar Kugeln nach.

„Reitet weiter! Ich decke euren Weg!“ schrie der Doktor seiner Braut und Jannis zu, hielt sein Pferd an und wandte sich, den Revolver in der Hand, zurück.

Wieder knallte es. Lange fühlte einen Schlag und einen stechenden Schmerz im linken Arm, und er sah zwei Kerle auf einem Felsen oberhalb des Weges auftauchen.

Jetzt hatte er ein Ziel, und seine rechte Hand war noch stark und sicher.

Sein Schuß hatte getroffen. Der eine der Angreifer stieß einen Schrei aus und fiel auf sein Gesicht.

In demselben Moment schrie aber auch Jannis auf. Lange, einen Blick hinter sich werfend, sah, wie der arme Kerl wankte. Da schoß er noch einmal. Ob er getroffen? Er wußte es nicht, er sah nur, wie der auf dem Felsen oben eine heftige Bewegung machte und dann verschwand.

„Jetzt rasch weiter!“ rief Lange und beeilte sich den Weg zu erreichen, der nach Stamata führte.

Sie hatten Glück. Es zeigte sich ihnen kein Wegelagerer mehr.

Nach einer Stunde etwa tauchte das Dörflein vor

ihnen auf. Es war ein peinvoller Ritt gewesen, den das geängstigte Mädchen und die beiden verwundeten Männer zurückgelegt hatten. Nun aber waren sie in Sicherheit, und der Doktor konnte sich die Zeit gönnen, aus Jannis Schulter die Kugel zu entfernen und ihn kunstgerecht zu verbinden, sowie auch sich selbst mit Marthas Hilfe einen Verband anzulegen.

Gern hätte Lange dem fiebernden Diener ein paar Stunden Ruhe gegönnt, aber er sah es ein, daß der Vorfall so rasch als möglich den Behörden zur Kenntnis gebracht werden müsse. Freilich — auch diese konnten jetzt wenig mehr tun. Man mußte sogar noch recht vorsichtig mit den Banditen umgehen und konnte eigentlich nichts als abwarten, wieviel Lösegeld sie fordern würden.

So brachen denn die drei Geretteten noch vor Dunkelwerden auf, mußten jedoch bei einem Hirten unterwegs wieder Rast machen, denn ein furchtbares Unwetter hatte sich erhoben, dem weder Roß noch Reiter standhalten konnten, und so kamen sie erst in später Stunde durch das totenstille Kephisia und erst lange nach Mitternacht nach Athen.

— — — — — — — — — — — —

Am frühen Morgen versammelte sich der Rest der „Savoia“-Gesellschaft in dem Lesezimmer des Hotels. Auch die Professorin wußte jetzt, was geschehen war. Erbarmenswert bleich war sie, von der weinenden Martha gestützt, heruntergekommen. Gleich hinter ihr trat Deronge mit Frau Wilkins ein.

„O, Sie sind auch verwundet?“ rief Martha.

Frau Wilkins nickte ihr nur freundlich zu; ihre Aufmerksamkeit galt jetzt der Professorin, deren Aussehen geradezu beängstigend war. Die junge Frau setzte sich zu ihr und nahm die eisig kalten Hände der Armen zwischen die ihrigen. „Nur keine Angst, liebe Frau

Professor!" sagte sie herzlich. „Das Lösegeld für Ihren Mann liegt schon bereit, es wird wohl auch noch für Ihre Schwester reichen. Morgen oder längstens übermorgen haben Sie beide wieder."

Die Professorin starrte die Sprecherin eine Weile verständnislos an, dann begriff sie. Langsam, ganz langsam stieg eine feine Röte in ihr Gesicht, und der Ausdruck der Qual, der es hatte erstarren lassen, verlor sich. Die Arme schluchzte laut auf. Das war schon Befreiung vom Schlimmsten, von der herzlähmenden, gräßlichen Angst, die das Blut und die Gedanken stocken läßt. „Wie ist das zu verstehen?" fragte Martha.

„Frau Wilkins wird Ihren Vater und — Sie hörten es ja — auch Ihre Tante loskaufen," antwortete Deronge. „Sie setzte nämlich voraus, daß —"

„Daß wir es nicht können," vollendete Martha den begonnenen Satz, und das Aufflammen ihrer Wangen und ihr schmerzliches Seufzen sagten nur zu deutlich, daß dies wirklich der Fall sei.

Inzwischen waren auch Lange und die Morris eingetreten, ebenso die Clarkes und Lehmann herbeigekommen. Der Doktor gesellte sich tröstend zu seinen Damen. „Mama," sagte er, „ich bin, wie Sie schon wissen, nicht reich, aber ich denke, zur Auslösung des Vaters wird das, was ich habe, reichen. Ich habe soeben um mein Geld telegraphiert."

Die Professorin lächelte ihm weinend zu, Martha fiel ihm einfach um den Hals. Dann erzählte sie ihm, wie großherzig Frau Wilkins sei.

Er schaute die junge Frau eine Weile sprachlos an, dann ergriff er ihre Hand und küßte sie. Seine Augen glänzten dabei in Tränen.

„Machen Sie doch kein solches Wesen!" sagte die Amerikanerin lächelnd. „Man kann doch einen Men-

schen nicht sterben lassen, wenn man's durch Geld abzuwenden vermag."

„Aber Sie, die uns ganz fremd —"

Die Wilkins lachte herb auf. „Mein lieber Doktor," sagte sie, „ich habe mit einem mir Nächststehenden so schreckliche Erfahrungen gemacht, daß ich seither für die mir fremden Leute eine gewisse Schwärmerei empfinde."

„Kann ich denn gar nichts tun?" sagte im selben Augenblicke im entgegengesetzten Winkel des Zimmers die Morris mit bleichen Lippen zu Deronge. Ihr hatte man auch erst vor einer Viertelstunde gesagt, was geschehen war.

Der Franzose klopfte ihr beruhigend auf die Achsel. „Nichts, liebe Morris," entgegnete er, „auch ich kann nichts tun als abwarten, wieviel Geld die Räuber für Ralph und Ihre Herrin und Manil verlangen werden."

„Aber könnten wir denn nicht sogleich an König Milan depeschieren?"

Der Morris war, während sie diese Frage tat, das Blut ins Gesicht gestiegen, aber zugleich schaute sie ganz trotzig darein.

Wieder klopfte Deronge ihr auf die Schulter. „Sie haben ganz recht, liebe Morris, wir können uns ja für Frau Gerald nur nach Serbien wenden. Ich werde auch, sobald ich nur erst Bestimmtes weiß, beiden Majestäten den Sachverhalt telegraphieren."

Noch hatte er nicht zu Ende geredet, da kam der Hotelier herein. Er trug mehr, als er sie führte — die Mengs. Sie sah erbarmenswert und zugleich lächerlich aus, denn ihre auffallende Toilette war durchnäßt und zerknittert, und ihr falsches Haar hing, heute auffallender als sonst, halb gelöst um ihr Gesicht, in dem sich die Schminke verwischt hatte.

Aber die Situation war zu tragisch, als daß man

auf die Lächerlichkeit dieser Erscheinung viel geachtet hätte.

„Die Dame ist zu Pferde gekommen," sagte der Hotelier.

„Allein?" fragte der Doktor.

Der Mann zuckte die Achseln. Da trat Deronge auf die total Erschöpfte zu. „Sind Sie ganz allein zurückgeritten?" fragte er.

Sie konnte nur den Kopf schütteln. Aber dann besann sie sich und suchte mit zitternder Hand nach irgend etwas in ihrer Gürteltasche. Doch sie konnte nicht einmal deren Schloß öffnen.

Da tat es Deronge. Er fand in dem Täschchen einen Brief, einen richtigen Brief, der an ihn selbst adressiert war. Es war ein recht feines Kuvert, welches ein genau dazu passendes Briefblatt umschloß, darauf in eleganter Schrift, aber in einem etwas mangelhaften Französisch folgendes geschrieben stand:

„Für Herrn Taylor	300,000 Franken,
für die Dame Gerald	200,000 "
für Herrn Ladány	20,000 "
	520,000 Franken.

Die einzelnen Geldbeträge sind vom 5. Oktober Morgens an in Pitsermi, im Hause unter den drei Kastanien, zu hinterlegen. Ich will bis zum Morgen des 7. Oktober Geduld haben. Am Mittag dieses Tages stirbt derjenige, der bis dahin nicht ausgelöst worden ist. Das Geld hat eine einzelne Person zu bringen.

Kephas."

Das war kurz und ungemein deutlich.

Frau Herland und Martha schauten schweratmend einander an. Was war mit dem Professor geschehen? Eine ganze Weile, nachdem Deronge die famose Rechnung über drei Menschenleben seinen Reisegenossen vorgelesen, herrschte tiefste Stille.

„Fünfhundertzwanzigtausend Franken also," sagte dann die Wilkins trocken, „das ist eigentlich nicht viel für drei gesunde Leute. Kephas ist ein kulanter Geschäftsmann."

„Wo ist Pitsermi?" erkundigte sich Lange.

Er hatte sich an den Hotelbesitzer gewendet, aber dieser bot der Mengs soeben ein Gläschen Kognak.

Und so antwortete Frau Wilkins: „Pitsermi, das eine Dorfruine ist, liegt am Fahrwege von hier nach Marathon. Man kann es von Athen aus in etwa drei Stunden erreichen."

„Woher wissen Sie das?" fragte Lange verwundert.

Aber Frau Wilkins konnte nicht sogleich darauf antworten, denn jetzt war die Mengs schon so weit, daß sie reden konnte.

Deronge, der sie beobachtet hatte, trat wieder an sie heran. „Können Sie uns jetzt Auskunft geben?" fragte er.

Sie nickte matt.

„Ist jemand von den drei Personen, die in den Händen der Banditen sind, verwundet worden?"

„Solange ich bei ihnen war, nicht."

„Und was ist's mit Ihrem Schwager?"

Sie zuckte die Achseln.

„Und mit Manil?"

„Ich habe ihn nicht auf dem Kampfplatze gesehen."

„Kennen Sie den Ort, an dem man unsere Freunde festhält?"

„Nein. Ich würde nicht wieder hinfinden."

„Ist die Stelle auch nicht genannt worden?"

„Nein."

„Sind Ihnen auch nicht berittene Gendarmen begegnet?"

„Bei einem Dorf, das im Gebirge liegt, sind wir

mitten in der Nacht mehreren Berittenen begegnet. Ich glaube, daß es Gendarmen waren."

„Wen verstehen Sie unter wir?"

„Mich und den Mann, der mich bis zum Schloßgarten begleitet hat."

„Aha! Und die Gendarmen haben Sie und Ihren Begleiter nicht aufgehalten?"

„Er hieß mich schweigen und führte mein Pferd abseits."

„Sie waren die ganze Nacht unterwegs?"

„Ja. Es war so ein langer, häßlicher, wüster Kerl, der mich herbrachte," fuhr die Dame plötzlich so zornig fort, daß über das Gesicht von etlichen ihrer Zuhörer ein verstohlenes Lächeln schlich.

„Hieß er vielleicht Antipas?" fragte die Wilkins.

Frau Mengs starrte sie an. „Woher wissen Sie, daß dies sein Name war?"

„Ich habe ihn kennen gelernt," entgegnete gleichmütig die Amerikanerin. „In Pitsermi draußen," fuhr sie zu Lange gewendet fort. „Seinetwegen muß ich jetzt mit verbundenem Kopf herumlaufen."

Da war die Mengs plötzlich vom Sessel gefallen. Sie hatte bemerkt, wie sie aussah, und da war sie ohnmächtig geworden. Der Hotelier und Clarke hoben sie auf. Lange wollte ihnen folgen, aber die Wilkins war schon an der Tür. „Lassen Sie das, lieber Kollege," sagte sie freundlich, „ich werde sie schon wieder herstellen. Hier sind Sie zudem nicht gut zu entbehren."

Sie deutete auf die ebenfalls mit einer Ohnmacht kämpfenden Professorin und ging.

Deronge hatte seinen Hut ergriffen. „Ich telegraphiere jetzt an Ralphs Familie und an das Königspaar — auch wegen Ladánys," setzte er hinzu.

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später traf Deronge wieder im Hotel ein. Auf dem Korridor trat ihm die Wilkins entgegen.

„Endlich!“ sagte sie und reichte ihm ein Notizbuch.

„Hätten Sie mich gebraucht?“ erkundigte er sich.

„O nein! Mein „endlich“ bezieht sich nicht auf Ihr Kommen.“

„Sondern?“

„Lesen Sie!“

Erst jetzt bemerkte Deronge, daß er Taylors Notizbuch in der Hand hatte. Er schlug es auf und suchte nach der letzten beschriebenen Seite.

„Diese alte Kokette ist doch zu gar nichts zu gebrauchen,“ bemerkte die Wilkins, „nicht einmal eine Bestellung kann sie ordentlich besorgen.“

Deronge hatte gelesen. Auch er lächelte jetzt, und auch er rief vergnügt: „Nun, endlich!“

Damit steckte er das Notizbuch zu sich, und dann schüttelten sie sich die Hände, wie es Leute tun, die eine gute, eine recht gute Nachricht erhalten haben.

Aber ihre frohe Stimmung hielt nicht an.

„Was aber ist's mit Herland?“ sagte die Wilkins.

Und Deronge wiederholte: „Ja, was ist's mit Herland?“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ralph und Lavinia, der Professor und Ladány, sowie die Mengs und drei der Diener hatten, wie schon erwähnt, einige Minuten vor den anderen den Rastplatz verlassen. Sie hatten den nun wieder abwärts führenden Weg in das Chadabratal eingeschlagen. Es ist dies ein zu Anfang schluchtartiger Weg. Hohe Felswände säumen ihn ein, da und dort ist er beschattet von Stecheichenbüschen oder von den weitausladenden Ästen einer Kastanie. Einer der Diener ritt voran, ihm

folgten Herland und Lavinia, die sich während des ganzen Tages in unauffälliger Weise zu diesem gehalten hatte, dann kamen Ralph, die Mengs und Ladány. Zwei Diener beschlossen den Zug.

Man war noch keine fünfhundert Schritte in die Schlucht eingedrungen, da geschah es, daß der Zug in Verwirrung geriet. Man befand sich an einer Stelle, wo das Buschwerk besonders dicht war. Ein Mann, ein wunderschöner Mann auf einem herrlichen Rappen hielt, wie aus der Erde gezaubert, vor den Reisenden. Zu gleicher Zeit raschelte es in den Büschen, aus denen etwa ein Dutzend Männer sprangen.

Noch war kein Laut geworden, nur ein Angstruf. Die Mengs hatte ihn ausgestoßen und war dann ohnmächtig in die Arme eines langen, mageren Kerls gefallen, der die Hand verbunden trug. Im nächsten Augenblick knatterten Schüsse. Sonderbarerweise wurden nur die drei Diener getroffen, und sonderbarerweise war jeder nur so weit verwundet, daß er kampfunfähig war. Jedem saß eine Kugel im rechten Arm. Nun, dieses Ziel zu treffen, ist kein übermäßig großes Kunststück für einen guten Schützen, wenn er kaum fünf Meter von seinem Ziele entfernt ist. Der schöne Kephas aber verfügte über lauter gute Schützen, und seine Leute waren vortrefflich instruiert. Er selber wußte es ja auch immer ganz genau, wie er bei seinen Geschäften vorzugehen habe. Er mordete nicht und ließ nicht morden, wenn er es vermeiden konnte.

Die drei Getroffenen, die ja schließlich auch gern lebten, ergaben sich klugerweise ohne weiteres. Sie wurden einfach weggeführt. Die Banditen hatten zu ihrer Beseitigung nicht einmal drei Minuten gebraucht.

In diesen drei Minuten hatte sich natürlich auch noch anderes ereignet. Als Ralph den Mann auf-

tauchen, als er den Pistolenlauf funkeln sah, hatte auch er schon seinen Revolver in der Hand und hatte sein Pferd, trotzdem ihn zwei der Räuber daran hindern wollten, neben Lavinias Braunen gezwungen. Aber er gebrauchte seine Waffe nicht. Sich die Lippe blutig beißend, ließ er sich den Revolver aus der zuckenden Hand nehmen, denn das Haupt dieser so famos geschulten Bande hatte kalt lächelnd seine Waffe auf Lavinia gerichtet.

Auch der Professor hatte beim Anblick des Banditen unwillkürlich in die Tasche seines Rockes gegriffen, aber es knisterte nur ein Manuskript darin, den funkelnagelneuen Revolver, den er sich eigens für diesen Ausflug gekauft, hatte er im Hotel vergessen. Er grämte und schämte sich nicht sehr deswegen, denn er sah ja schon, daß hier eine Waffe nichts nützte.

Ladány hatte man seine Waffe einfach aus der Tasche genommen; er hatte gar keine Miene gemacht, sie gebrauchen zu wollen; er sah überhaupt gar nicht kriegerisch aus, dazu war er zu bleich, dazu zitterte er zu sehr.

Nicht einmal Lavinia war so erschrocken als dieser Held, aber sie war gleich den anderen Gefangenen außerordentlich erstaunt, als der schöne Räuber, dem seine nationale Tracht famos stand, einen Zettel hervorzog und nach einem Blick darauf in französischer Sprache fragte: „Sind Sie Herr Taylor?“ Seine blitzenden Augen waren dabei auf Ralph gerichtet. Er mußte also schon ziemlich sicher sein, wer von den drei Herren der Genannte sei.

Taylor hatte sich bereits in seine Lage gefunden, seine Miene war schon wieder ruhig, und um seinen Mund zuckte ein Lächeln. Er merkte, daß es sich hier nicht um das Leben, sondern nur um Geld handle.

„Ja, ich bin Taylor, Ralph Taylor aus Pullman

in den Vereinigten Staaten Nordamerikas," antwortete er, sich ironisch verbeugend.

„Und Sie sind der berühmte Gelehrte Herland?" fuhr Kephas nach einer abermaligen Einsichtnahme in seinen Zettel, zu dem Professor gewendet, fort.

Der liebe alte Herr bejahte bezüglich seines Namens, aber seine Bescheidenheit erlaubte es nicht, auch das Wort „berühmt" für sich in Anspruch zu nehmen. Er wies dieses Beiwort in reinstem Griechisch zurück.

Darüber lächelte nun auch der Bandit, beharrte jedoch in einem weit weniger schönen Griechisch darauf, daß der alte Herr berühmt, sehr berühmt sei. Erst als er dies in recht bestimmter Weise festgestellt hatte, wandte er sich an den Ungarn.

„Sie heißen Deronge?" fuhr er diesen ungnädig an. Der Mann, der sich gar so sehr fürchtete, war ihm sichtlich nicht sympathisch.

Ladány knickte völlig zusammen. Er hatte nicht einmal so viel Stimme, daß er deutlich verneinen konnte.

Da tat es Frau Gerald für ihn. Fast zornig tat sie es, denn es zwang sie, sich ihres abwesenden Freundes anzunehmen. Niemand, nicht einmal dieser Bandit, sollte diesen Feigling für Deronge halten.

Kephas verbeugte sich vor der schönen Frau. „Madame Gerald?" fragte er.

Sie nickte.

Als dieses Examen angesichts zehn geladener Pistolen beendet war, wollte Kephas sein Pferd wenden, da rief Ralph ihm zu: „Ein Wort noch!"

Der Grieche hielt mit einer eleganten Bewegung an. „Sprechen Sie!"

„Senden Sie die beiden Damen in sicherer Begleitung sogleich nach Athen zurück. Es wird Ihnen kein Schaden daraus erwachsen. Ich bürge dafür."

„Sie sind ja sehr reich,“ bemerkte Kephas, „aber es wird auch sehr viel Geld kosten.“

Ralph schaute ihn überrascht an, überlegte einen Augenblick lang und fragte dann: „Wer hat Ihnen das gesagt? Einer, der mit uns gereist ist?“

Dies bejahte der Bandit. Und nun wußte Ralph alles, wußte, daß John ihm diesen Streich gespielt, daß dieser das Namensverzeichnis geliefert habe und natürlich auch bezüglich seines Reichtums sicherlich noch übertriebene Angaben gemacht hatte, daß daher das Lösegeld sehr hoch gestellt werden würde. Und blitzschnell fuhr ihm auch der naheliegende Gedanke durch den Sinn, wie es in Johns Interesse liege, daß dieses Lösegeld überhaupt nicht gezahlt werde. John Austin war wohl bereits sicher, daß sein Vetter dieses Abenteuer nicht überleben werde.

Und noch ein Gedanke erstand ebenso rasch in des jungen Mannes Kopf. Lavinia mußte das Gräßliche, das dieser Gefangennahme folgen würde, erspart bleiben, Lavinia mußte, noch ehe sie jetzt von ihm getrennt wurde, wissen, wie es ihm ums Herz war.

Er atmete tief auf, und Lavinias Hand fassend schaute er dem Banditenchef ruhig in die Augen. „Ja,“ sagte er, „ich bin reich genug, um das Lösegeld zu zahlen, das Sie für mich, für uns alle begehren werden. Ich sage: für uns alle, denn dieser Herr,“ er zeigte auf den erst jetzt die Fassung verlierenden Professor, „ist zwar sehr gelehrt und auch sonst eine hochgeachtete Persönlichkeit, aber er, sowie auch die andere Dame und Herr Ladány sind nicht in der Lage, über größere Summen verfügen zu können. Und auch“ — eine flammende Röte schoß Taylor ins Gesicht und seine Augen leuchteten — „Frau Gerald verfügt nicht so reichlich über Geld, daß sie Sie befriedigen könnte.

Also können Sie sich nur an mich halten, und Sie sollen zufrieden gestellt werden."

„Ralph!" Lavinia konnte nichts weiter hervorbringen als diesen Namen.

Taylor beugte sich zu ihr hinüber. „Glauben Sie auf andere Weise frei werden zu können?" fragte er lächelnd.

Ihr traten Tränen in die Augen. Sie war wirklich in einer peinvollen Lage, so hilflos, so ganz hilflos, wenn sie sich nicht von ihm helfen ließ, der sie durch sein Mißtrauen so tief gekränkt und beleidigt hatte. „Auf was hin soll ich denn das geschehen lassen?" stammelte sie, und es schauten ihr dabei Schmerz und Zorn aus den Augen.

Taylor jedoch sah jetzt recht ruhig und gar nicht unglücklich aus. Ja, er sah aus wie einer, der etwas Großes, Herrliches vor hat, denn sein Gesicht war wie durchleuchtet, und sein Blick war strahlend. Lavinias Hand festhaltend und ihr tief in die Augen schauend sagte er: „Reden Sie nicht so. Wir werden ja doch einst Mann und Frau sein."

„Ralph —!"

Wieder kam sie nicht weiter. Diese freilich seltsame, aber durch die Umstände hervorgerufene und entschuldigte Werbung war ihr zu unerwartet gekommen.

Aber Taylor merkte schon, daß nicht Zorn sie verstummen ließ, denn sie entzog ihm die Hand nicht, und wenn auch ihr Mund nicht redete, so redeten doch ihre Augen, und diese sprachen recht deutlich.

Taylor atmete tief auf. Lavinia wenigstens war jetzt gerettet. „Sie können also," wandte er sich an den Banditen, „die Damen und den Herrn Professor sofort nach Athen zurückkehren lassen. Nur diesen Herrn" — Taylor blickte auf Ladány — „erbitte ich mir zur Gesellschaft."

Der schöne Kephas dachte eine Weile nach, dann richtete er sich höher im Sattel auf und antwortete in verbindlichem Tone: „Ich kann leider Ihren Wunsch nicht erfüllen. Ich hoffe jedoch, Sie alle nach kurzer Zeit entlassen zu können.“

„Sie senden aber doch sofort jemand zu unseren Freunden?“ fragte Ralph.

Kephas nickte.

„Gut. Wenn Sie des Geldes sicher sein wollen, so schicken Sie, was ich jetzt schreiben werde, an Herrn Deronge.“

Ralph schrieb in sein Notizbuch etliche Zeilen und reichte es sodann nebst seinem Bleistift dem Professor. Der las und unterschrieb. Dasselbe tat Ladány, dem das Büchlein auch gereicht wurde.

„Es wäre mir lieb, wenn auch Sie dieses kleine Dokument unterschrieben,“ wandte sich Taylor alsdann an Kephas und übergab diesem das Notizbuch. Auch dieser las und unterschrieb.

Er mußte mit dem „kleinen Dokument“ ganz einverstanden sein, denn er schmunzelte, als er das Büchlein zu sich steckte, und sagte: „Es ist für Sie und mich gut, daß Sie mir keine Schwierigkeiten machen.“

Danach überblickte er seine Leute und gab ihnen einen Wink. Daraufhin verschwanden die Pistolen, je zwei der Banditen nahmen einen der Gefangenen in die Mitte, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Kephas und neben ihm Herland blieben an der Spitze. Der Professor war ziemlich verwirrt von all dem, was sich in den letzten Minuten zugetragen hatte. Er mußte daneben auch noch immer an Martha denken.

In seinem ersten Schrecken hatte er schon ihren Namen auf den Lippen gehabt, aber er hatte sich noch rechtzeitig besonnen. Ein Blick, den er die Schlucht

hinauffandte, hatte ihn darüber belehrt, daß sie und Lange nicht in der Nähe seien. Sie befanden sich also noch auf dem Rastplatze und konnten sich vielleicht retten.

Die drei Verwundeten wurden vorausgeschickt. Die zitternde Frau Mengs, die Kephas niemals ohne ein ironisches Lächeln ansehen konnte, war dazu bestimmt, als Botin nach Athen zurückzureiten.

Der sonnenbeschienene Hohlweg mit seinem Grün und dem blauen Himmel darüber verriet durch nichts mehr das unheimliche Geschehnis, welches sich darin abgespielt hatte. Und dennoch wußte einer, an welchen vorhin niemand gedacht hatte, was hier soeben geschehen sei. Manil war es, der vom Ende der Schlucht her einen Teil der Vorgänge beobachtet hatte. Die Hände geballt, die zornsprühenden Augen auf die Banditen gerichtet, preßte er seinen schlanken Leib in eine Felsspalte und beobachtete von dorther den Vorgang. Und als die Bande mit ihren Gefangenen abgezogen war, kletterte Manil zur Höhe hinan und lief oben weiter. Er hielt sich immer am Rande der den Weg säumenden Felsen, und sehr bald sah er den Zug wieder vor sich. Diesem auch weiterhin unbemerkt zu folgen, war eine schwierige Aufgabe, aber der treue Mensch hatte sie sich gestellt und führte sie durch.

Manil mußte sich zuweilen auf den Boden werfen, um von denen, die da unten hinzogen, nicht gesehen zu werden; oft mußte ihn ein Strauch oder ein Felsvorsprung verdecken. Zuweilen hätte er Gelegenheit gehabt, eine Kugel einem sicheren Ziele zuzusenden, aber er wagte solch ein Rachewerk nicht, denn er konnte sich's denken, daß einer der Gefangenen, wenn nicht alle, mit dem Leben dafür hätten büßen müssen.

Vielleicht eine Stunde lang schlich der Chilene so hinter den anderen her, dann verließen diese die Schlucht

und bogen seitwärts in ein waldreiches Tal ein, darin es schon dämmerig war, denn außer den Bäumen beschattete es auch das finstere Gewölk, das sich jetzt über dem Pentelikon aufzutürmen begann.

Manil konnte von nun an so nahe an die langsam Weiterziehenden herankommen, daß er trotz der Dämmerung schon ihre Gestalten unterschied. Da machte er die Wahrnehmung, daß sie sich anders gruppiert hatten. Jetzt ritt der schöne Mann, der offenbar das Haupt der Bande war, zwischen dem Professor und Ladány dahin, welche zwei Gefangenen allerdings noch von je einem der Räuber flankiert wurden. Ladány verhielt sich völlig apathisch, aber Herland war dafür um so lebhafter, und wäre Manil den beiden näher gewesen, so hätte er gestaunt, denn dann hätte er gewußt, daß der Professor dem Griechen allerlei Interessantes über Marathon erzählte.

Der Professor hielt tatsächlich Kephas einen diesen sichtlich fesselnden Vortrag über Vorgänge, die sich vor Jahrtausenden auf dem klassischen Boden abgespielt hatten, auf welchem er jetzt dahinritt.

Herland handelte sehr klug, freilich so klug, wie es zuweilen Kinder sind, welche instinktiv das Richtige tun und das Richtige treffen. Er gewann Kephas, der ein glühender Patriot war, durch seine Liebe zu Griechenland, in dessen ruhmreichstem Orte jener geboren war. Kephas hatte noch niemals jemand mit solcher Begeisterung von Marathon reden hören; er betrachtete den alten Herrn mit immer freundlicher werdenden Augen und fragte ihn schließlich, ob er ihm die Schrift, welche er über Miltiades und die Schlacht von Marathon geschrieben, senden wolle, wenn er ihn freiließe.

Herland versprach dies natürlich und sagte Kephas zu, er werde ihm eine griechische Übersetzung davon schicken.

Diese Verhandlung wurde von den beiden in aller Freundschaft geführt, nachdem gleich zu Anfang ihres Gespräches Herland dem Banditen seinen Gehalt beziffert und seine wohlgeordneten, aber immerhin bescheidenen Lebensverhältnisse dargelegt hatte, woraus Kephas erkannte, daß ein griechischer Räuber sich bei weitem besser stehe als ein deutscher Professor. Es ging ein solcher Odem von Wahrhaftigkeit von Herland aus, daß der Bandit ihm aufs Wort glaubte und ihm zusagte, daß er nach wenigen Tagen nach Athen zurückkehren könne.

Herland war dieser Zusage sehr froh, denn einerseits lebte er noch sehr gern und anderseits wäre es ihm doch recht peinlich gewesen, der Großmut des zwar sehr liebenswürdigen, aber ihm doch schließlich fernstehenden Taylor sein Leben verdanken zu müssen.

Ja, der liebe alte Professor atmete wirklich froh auf, als er den Räuber so gemütlich sah, und er knüpfte an diese Gemütlichkeit die Hoffnung, sie auch für seine Leidensgenossen ausnützen zu können. Ganz sachte fing er die Sache an. Kephas verstand jedoch sogleich, wo hinaus er wolle, und sagte ihm, daß er das Unternehmen nicht ohne etwas dabei zu verdienen gewagt haben wolle. Die schöne Dame aber, Taylor und der andere Herr müßten ausgelöst werden. Darüber solle der Professor kein Wort mehr verlieren, wenn er ihn nicht erzürnen wolle.

Nun ist es eine kitzlige Sache, einen Banditen zu erzürnen, in dessen Gewalt man ist. Dem guten Herland blieb nichts übrig, als über diesen Gegenstand zu schweigen und wieder das Thema aufzunehmen, das dem Fürchterlichen, an dessen Seite er dahinritt, genehm und das jedenfalls unverfänglich war.

Manil, der die zwei so im besten Einvernehmen sah, wunderte sich nicht wenig darüber. Über eine

andere Wahrnehmung war er nicht ganz so erstaunt. Dicht hinter Kephas und seinen Begleitern ritten Ralph und Lavinia, ebenfalls rechts und links flankiert von je zwei bis an die Zähne bewaffneten Banditen. Die beiden sahen in Anbetracht ihrer derzeitigen Situation merkwürdig froh aus. Manil wußte längst, wie es mit seinem Herrn bestellt sei und wie unglücklich dieser sich in letzter Zeit gefühlt hatte. Damit schien es nun plötzlich vorbei zu sein. Beim Schein des ersten Blitzes, der soeben herunterfuhr, sah Manil, wie sein Herr sich mit leuchtender Miene zu der Dame herüberbeugte und ihr froh lächelnd etwas sagte. Das war ja, als ob beide einen Spazierritt machten, und nicht, als ob sie gezwungenermaßen diesen Weg ritten. Nun — die Freiheit hatten sie wohl für einstweilen verloren, aber — ihr Benehmen sprach deutlich dafür — sie hatten bei dieser Gelegenheit einander gefunden.

Manil lächelte wehmütig; er mußte seiner Schwester gedenken. Wie hatte die diesen Mann geliebt! Aber Taylor hatte auch als guter Mensch an ihr gehandelt, er hatte sich die Schwäche des liebenden Mädchens nicht zu nutze gemacht — und er hatte so schmerzlich geweint, als sie seinetwillen gestorben war. Diese Tränen hatte Manil seinem Herrn noch nicht vergessen. Der einfache Mensch nahm diese so selbstverständlichen Tränen wie die Leistung eines großen Edelsinnes hin. Daher auch jetzt seine Freude über seines Gebieters frohe Stimmung.

Während er so vorsichtig durch den Wald schlich, lächelte auch er. Der Wald hatte ja keine Schrecken für ihn, denn der Wald war seine erste Heimat gewesen, und sein erster Umgang kein viel besserer, als die Männer waren, deren Schlupfwinkel er jetzt zu Gunsten seines Herrn auskundschaften wollte. Er sah, daß der Zug Halt machte, daß das Haupt der Bande

eine Strecke vorausritt, und daß zwei seiner Leute ihm folgten. Nach einer kurzen Beratung teilte sich der Zug. Kephas ritt mit dem Professor und vier von seinen Leuten auf der breiten Waldstraße fort. Die sieben anderen Banditen nahmen Taylor, Lavinia und den Ungarn in ihre Mitte und schlugen einen Pfad ein, der tiefer in den Wald führte.

Ehe dies geschah, war Herland zu seinen Freunden herübergekommen und hatte mit ihnen eine kurze Unterredung gehabt. Händeschüttelnd hatten sie sich getrennt.

Es sah das alles eigentlich ganz gemütlich aus. Manil schüttelte an diesem Abend mehrmals den Kopf. Er wußte doch auch, was Räuber seien, sie waren in seiner Heimat ja leider keine Seltenheit. Aber so ging es bei ihm daheim niemals zu. Wenn es da zu einem derartigen Zusammenstoß gekommen war, gab es keine Unterhandlungen oder gar Unterhaltungen, da knallte es einfach hüben und drüben, und wer nicht entkommen konnte, der blieb eben verwundet oder tot auf dem Platz. Ja, Manil wunderte sich sehr und zwar nicht zum ersten Male über die europäischen Sitten.

Nachdem der Zug sich geteilt hatte, blieb der Chilene natürlich in der Nähe jener Gruppe, welcher sein Herr angehörte. Er mußte jetzt sehr vorsichtig sein, denn recht oft schon blitzte es und zwar so andauernd und so unangenehm hell, daß der treue Mensch Gefahr lief, von den Banditen gesehen zu werden. So war es ihm recht lieb, daß der neuerliche Ritt nicht lang dauerte.

Eben fielen die ersten schweren Tropfen, als der Wald sich lichtete und auf einer jedenfalls künstlich hergestellten Blöße sich ein kleines Haus zeigte, das samt einer mächtigen Buche dicht an einer kahlen Bergwand stand, welche dieses versteckte Plätzchen fast in einem Halbrund einfaßte. Vor diesem Häuschen halfen

die Banditen den drei Entführten von den Pferden dann wurde ihnen befohlen, einzutreten.

Manil stand jetzt viel zu weit, um Einzelheiten wahrnehmen zu können, wiewohl die nun schon in ganz kurzen Zwischenräumen niederfahrenden Blitze zuweilen die Nacht fast zum Tage machten. Er gewahrte nur, daß die drei in dem Hause verschwanden und daß bald danach sich eines von dessen Fenstern erhellte. Das Häuschen hatte also mindestens zwei Räume.

Das zu entdecken, war dem Chilenen nicht angenehm. Er dachte ja schon an eine Befreiung der Gefangenen, und diese konnte erschwert werden durch den Umstand, daß es sich dort drüben um mehr als eine Tür und um mehr als eine Wand handelte, wenn einer zu den Gefangenen, oder diese ins Freie gelangen wollten.

Es dauerte nicht lange, so flammte es auch hinter dem zweiten Fenster auf, und nun bemerkte Manil, daß zwischen den zwei erhellten Räumen sich eine Art Flur befinden müsse, denn die Tür des Häuschens stand offen, und man sah durch sie in einen finsteren Raum hinein.

Der Chilene war jetzt über die Räumlichkeiten, in denen die Entführten untergebracht worden waren, orientiert. „Auch gut!“ dachte er. „Wenn man es nur weiß, was zu überwinden ist!“

Er zog sich gleich darauf tiefer in den Wald zurück, denn vier der Banditen, welche sich soeben alle noch in dem Häuschen befunden hatten, traten ins Freie.

Sie redeten lebhaft miteinander, und einer von ihnen führte die Pferde vor, welche man bei der Ankunft an die schweren Gitter der kleinen Fenster gebunden hatte.

Es waren jedoch nur drei Pferde da; dies brachte die Männer indessen nicht in Verlegenheit. Die zwei Hagersten von ihnen bestiegen eben das kräftigste der

Rosse. Einige Minuten später waren sie auf dem Waldpfade verschwunden.

Jetzt war Manil sehr besorgt, denn nun war das Fortkommen der drei Gefangenen sehr erschwert, falls es ihm überhaupt gelang, ihnen zur Freiheit zu verhelfen. Und auch für ihn selbst wurde die Situation recht unangenehm, denn immer heftiger fing das Wetter zu toben an, Blitz um Blitz sauste nieder, unaufhörlich rollten Donner, und der Sturm wütete so arg, daß ringsum Zweige und Äste brachen und krachend in die Tiefe fuhren. Dazu kamen schwere Regengüsse nieder.

Aber eben jetzt wurde es ihm wieder leichter zu Mute. Er hatte eine neue Wahrnehmung gemacht. Einer der Räuber war herausgekommen, trug einen großen Krug auf der Schulter und begab sich damit zu einer Quelle, deren Dasein Manil erst jetzt bekannt wurde. Mit dem gefüllten Kruge kehrte der Mann rasch wieder in das Häuschen zurück.

Jetzt stand Manil nicht mehr unter den Bäumen. Die kurz währende Dunkelheit benützend, war er bis zu den Felsen geeilt und schlich sich nun an diesen entlang bis dicht zum Häuschen heran. Als der Wasserbringer wieder darin verschwunden war, lugte der Chilene vorsichtig durch das Fenster. Er sah ein Stübchen, darin sich an Geräten nichts als ein Lager, ein Tisch und zwei Bänke befanden. Auf dem Tische brannte ein Öllämpchen. Sein matter Schein beleuchtete die drei Gefangenen. Taylor und Frau Gerald redeten scheinbar ganz gemütsruhig miteinander. Ladány saß im fernsten Winkel des Raumes. Bis auf ihn, der vor sich hin starrte, sah alles ziemlich gemütlich aus. Weniger gemütlich waren die festen Mauern, aus denen die Wände bestanden, und die dicken Gitter an den Fenstern.

Jetzt schauten die Gefangenen auf. Ihre Blicke

richteten sich auf das Fenster, daran einer gepocht hatte und daran sich jetzt ein Gesicht zeigte, das ihnen allen bekannt war. Es nickte ihnen zu und dann verschwand es.

„Manil ist da," sagte hochaufatmend die junge Frau, „er wird — —" Sie redete nicht weiter. Ralph hatte den Finger auf den Mund gelegt. Gleichzeitig rasselte der schwere Riegel, die Tür ging auf, und nun ereignete sich etwas, das niemand erwartet hatte.

Der eine ihrer Hüter brachte ihnen einen Korb, der feines Weizenbrot und auserlesen schöne Früchte enthielt. Auch stellte er einen seltsam geformten Krug mit Wein und einen anderen mit Wasser auf den Tisch, dann entfernte er sich wieder. Er hatte kein Wort gesprochen.

Aber er hatte noch etwas anderes zurückgelassen, einen silbernen Becher, der ein fein gearbeitetes Wappen und eine Devise in deutscher Sprache trug. Ralph und die junge Frau sahen einander mit sprechenden Blicken an. Lavinia kroch ein Schauer über den Rücken. Auch Ralph fühlte ein gewisses Unbehagen, und Ladány, der auch seinen Schluß gezogen hatte, war jetzt noch bleicher.

„Nun, Hunger leiden läßt der Herr dieser Berge uns nicht," scherzte Taylor, der die Geliebte beruhigen wollte und der ja tatsächlich nicht mehr sehr bedrückt war von der Lage, in welcher er sich befand, denn er wußte schon, wieviel Geld er und Lavinia für den schönen Banditenhäuptling wert waren. Seit Ralph annehmen konnte, daß seine Zeilen sicher in die Hände Deronges kommen würden, war er eben nicht mehr sehr besorgt. Deronge mußte es wohl in ein paar Stunden schon wissen, was geschehen, und wer der eigentliche Anstifter der Tat war. Er und die Wilkins würden Johns diesmal gar zu pfiffig angelegten Anschlag schon vereiteln.

So dachte Taylor und schloß demnach noch nicht mit dem Leben ab, das gerade jetzt doppelt schön vor

ihm lag. Schier übermütig bediente er seine — künftige Frau, und es kostete ihm nicht viel, sie dazu zu bewegen, einige Bissen zu genießen. Aber aus dem Becher wollte sie nicht trinken. Die Vorstellungen, die sich mit seinem Hiersein verknüpften, waren gar zu grausiger Natur.

So trank sie also aus dem Kruge ein paar Schluck von dem köstlichen Wasser. Auch Ralph verschmähte das vegetarische Mahl nicht, das indessen ganz plötzlich gestört wurde. Ladány, mehrmals zum Mitessen aufgefordert, hatte sich bis jetzt nicht geregt, nun aber stand er plötzlich vor Ralph, nein, lag vor diesem auf den Knieen.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte Taylor zurücktretend, denn es war ihm widerlich, daß dieser Mensch, der eine so seltsame und keinenfalls ehrenhafte Rolle gespielt, jetzt so ganz den Kopf verloren hatte.

Auch Lavinia, die seine Schlechtigkeit ja noch genauer kannte, ekelte er an. Unwillkürlich zog sie den Saum ihres Kleides zurück, und er bemerkte es. Ein Ausdruck fast rührender Hilflosigkeit und Angst zeigte sich in seinem Gesichte, das sich, als werde er plötzlich schwach, senkte. Auch seine Arme, früher mit leidenschaftlicher Bewegung ausgestreckt, hingen jetzt schlaff nieder.

„Also was ist's? Reden Sie!“ fuhr Taylor ihn an.

Ladány erhob scheu die Augen. „Sie und Frau Gerald hassen mich,“ begann er stotternd, „so — so widerlich bin ich Ihnen beiden, daß Sie sogar meine Berührung scheuen, wie soll ich es denn da glauben, daß — daß — —“

„Na, kommen Sie nur zu Ende!“ sagte Taylor rauh. „Daß ich Sie loskaufe, wollten Sie vermutlich sagen. Sinn hat das freilich nicht viel, denn Sie sind mir nicht nur fremd, Sie sind mir tatsächlich und zwar mit gutem Grunde verhaßt; aber es widerstrebt mir dennoch, Sie einem elenden Tode zu überliefern.“

„So wollen, so werden Sie wirklich —?“

„Bei Ihnen hat ein gegebenes Wort wohl wenig Wert?“ bemerkte Taylòr sarkastisch. „Da ich es Ihnen zugesagt habe, daß Sie mit uns frei sein werden, können Sie sich darauf verlassen, daß es geschieht — freilich unter der Bedingung, daß Sie sich niemals mehr in Frau Geralds Nähe erblicken lassen.“

„Nie mehr, o — nie mehr!“ beteuerte Ladány eifrig. „Und da Sie diese entsetzliche Angst von mir genommen haben, will ich enthüllen —“

„Was denn?“ unterbrach ihn Ralph rasch. „Habe ich Sie um Enthüllungen ersucht? Ich habe nicht vor, irgend jemand in der Sache, die Sie nur meinen können, zu bemühen.“

„Aber Frau Gerald ist in der Tat un—“

„Bitte, stehen Sie auf und lassen Sie Frau Gerald aus dem Spiele. Die Ehre dieser Dame steht so hoch über dem, was Sie allenfalls noch an Ehrbegriffen in sich haben, daß Sie keinenfalls die geeignete Persönlichkeit sind, Zeugnis für meine künftige Gattin abzulegen. Also lassen Sie das sein. Ich vertraue jedenfalls nur meinen eigenen Eindrücken und — meinem Herzen. Wie diese entschieden, das haben Sie ja gesehen.“

Ralph schaute auf. Lavinia hatte sich erhoben. Ihre Augen waren voll Tränen. Sie kämpfte sichtlich mit einem Entschluß.

„Lavinia?“ rief er erschrocken.

„Ralph, Sie sollen alles wissen, und dann — dann können Sie ja Ihren Entschluß zurücknehmen.“

Er sah sie zittern. Wie eine Schuldige stand sie vor ihm. Aber er glaubte ihrem Aussehen nicht. Er drückte sie auf ihren Sitz nieder, strich zärtlich über ihr blasses Gesicht und sagte leise: „Ich will ja nichts wissen, Liebste, ich will dich aber anhören, falls es dich

drängt zu reden. Nur sage ich dir im voraus, daß ich dich nicht mehr freigebe. Was immer du mir jetzt oder irgend einmal eröffnen wirst, es kann keinen vermindernden Einfluß auf meine Liebe haben und auf meine Achtung zu dir."

Ralph Taylor war wirklich gar nicht neugierig auf das Geständnis seiner Liebsten, er war nur ungeheuer ärgerlich, daß die Gegenwart dieses widerwärtigen Kerls ihm jeden Zärtlichkeitsausbruch unmöglich machte.

Lavinia aber dachte derzeit nicht an Zärtlichkeiten, die war jetzt ganz erfüllt von Trauer und bitterer Scham, denn soeben war es ihr eingefallen, daß sie Ralph die volle Wahrheit schuldig sei. Die Einmischung Ladánys hatte sie urplötzlich wieder an all das erinnert, was sie zuweilen vergaß, an die Gesunkenheit ihres Bruders und an ihre eigene Schwäche.

Und so beichtete sie denn die eigene und die fremde Sünde. Ralph hielt ihre Hände dabei fest und zwang sie, ihm in die Augen zu sehen. Und da gewahrte sie, daß seiner Liebe nimmermehr beizukommen sei.

„Dein Bruder hat also gestohlen? — Nun, ihn will ich ja nicht heiraten, und deine und seine Ehre, das ist ja — Gott sei Dank — nicht eins."

Das war alles, was Taylor über Nikifors Tat äußerte, und als er das Geständnis vernahm, daß sie, die er liebte und die ihn liebte, einen Augenblick lang geblendet war von dem Glanz der Königskrone, die ihr leidenschaftliche Liebe hatte auf das Haupt drücken wollen, da wurde er allerdings ernst, aber er blieb gerecht.

„Die Versuchung war sehr, sehr groß," sagte er ruhig und fügte dann mit strahlendem Lächeln hinzu: „Aber da du ihr nicht erlegen bist, können wir beide stolz sein, denn nicht nur dein Stolz, auch die Liebe, die du für mich empfindest, hat sie dich besiegen lassen."

„Ja, auch die Liebe zu dir!"

Ganz leise redete Lavinia, aber die Röte, die ihr ins Gesicht stieg, redete gar deutlich mit, und da geschah es, daß Ralph Taylor, die Gegenwart Ladánys ignorierend, Frau Lavinia Gerald zum ersten Male küßte.

Was jedoch bei solchen Vorkommnissen so oft geschildert wird, daß die Liebenden plötzlich auseinander fahren, das ist auch diesmal zu berichten. Die zwei fuhren auseinander, denn am Fenster ließ sich wieder ein Geräusch hören. Wiederum zeigte sich dort Manils Gesicht und seine Hände, welche sich an einer der kleinen Glastafeln zu schaffen machten. Er hatte diese eingedrückt, aber ihre Teile fielen nicht klirrend in das Stübchen, sie blieben an Manils Taschentuch kleben, das in Harz getaucht war. „Mehr kann ich einstweilen nicht tun,“ flüsterte der Chilene, Taylor durch die entstandene Öffnung seinen Revolver reichend.

Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Ralph fühlte sich, trotzdem er sich in sein Schicksal ergeben hatte, um einiges leichter. Es war ja immerhin möglich, daß ihm die Waffe nötig wurde. Einstweilen freilich bevorzugte er um Lavinias willen den Frieden.

„Es kommt jemand,“ warnte Ladány, der jetzt wieder seinen Platz neben der Tür eingenommen hatte.

Taylor stand schon am Tische und langte nach einer Frucht. Aber es kam niemand. Einer der Männer war aus dem jenseitigen Raum in den Flur und durch diesen ins Freie gegangen. Er schlug die Tür hinter sich zu oder vielleicht tat dies auch der Wind.

Die Gefangenen lauschten. Die Schritte draußen verhallten rasch. Man hörte nichts als das Rauschen der Bäume, als das Sausen des Windes.

Aber jetzt war noch etwas zu hören: ein Schrei, ein gellender Schrei. Lavinia starrte geängstigt Taylor an, der selbst blaß geworden war.

„Sie kommen!“ schrie Ladány und flüchtete in den fernsten Winkel des Raumes.

Draußen war es laut geworden. Die beiden noch im Hause befindlichen Banditen rannten durch den Flur. Worüber sie sich schreiend verständigten, konnte man nicht verstehen. Aber jetzt wurde der Riegel zurückgestoßen, und der eine der Räuber schaute drohend herein. Ralph hatte sich zwischen die Tür und das Fenster gestellt. Das war gut, denn des braunen Burschen Augen waren scharf. Nachdem er sehr bezeichnend seine lange Flinte geschwungen und seine ebenfalls merkwürdig lange Pistole vorgewiesen hatte, zog er sich rasch zurück.

Wieder knarrte der Riegel, wieder waren die Gefangenen allein mit der schrecklichen Angst, daß Manil etwas geschehen sein könne.

Vor dem Fenster, aus welchem jetzt zwei Menschen angestrengt in die Nacht hinaussehen, die einmal undurchdringlich schwarz und gleich danach wieder blendend hell ist, fiel ein Schuß. Auf der Waldblöße draußen rangen zwei Männer miteinander.

„Manil, lassen Sie sich zu Boden bringen!“ schreit Ralph und stößt noch eine Fenstertafel ein.

Der Chilene hat begriffen. Er tut, als habe ihn die Kraft verlassen, und läßt sich zu Boden fallen.

Sein Gegner ist mit ihm hingestürzt, aber ist doch obenauf geblieben. Jetzt aber herrscht soeben Dunkelheit. Manil besitzt noch seine ganze Kraft; er verwendet sie derzeit dazu, seinen Feind festzuhalten. Nun fährt wieder ein blendender Blitz hernieder, dem ein schwächerer aus dem Fenster folgt. In demselben Augenblick heult der Räuber auf, und dann fallen warme Tropfen auf Manils Gesicht, und er hat seine Kraft nimmer nötig. Er hält eine Leiche in den Fäusten.

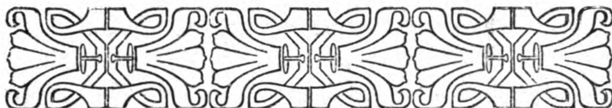
Er schnellt auf, schüttelt den schweren Körper von sich und rennt zu dem Häuschen.

Eben, als Ralph den Revolver senkt, stößt Lavinia einen leisen Schrei aus. Die Tür fliegt auf, und der dritte der Banditen steht auf der Schwelle.

Es muß ein Fluch sein, den er zischt, während er seine Pistole erhebt. Im nächsten Moment knallt es zweimal, und zwei Männer sind gestürzt.

(Fortsetzung folgt.)





Schützende Engel.

Novellette von Else Krafft.

Mit Illustrationen von Richard Mahn.



(Nachdruck verboten.)

„Endlich — Gott sei Dank! Ich sitze!"

Sie drückte sich ganz tief in die Ecke des Abteils hinein und zog nervös den Fenstervorhang herunter.

„Wozu?" fragte er lächelnd, ihn wieder zurückschiebend. „Der Sonne wegen?"

Sie wurde rot und schüttelte den Kopf. „Quälen Sie mich nicht so, Franz, bitte!"

„Aber —" er beugte sich und küßte die Hand der schönen Frau, „wie werde ich meine süße Kläre quälen!"

Sie wehrte ihm. „Nicht so — noch nicht! Um Gottes willen, Franz, wenn uns jemand sieht! Fährt der Zug noch immer nicht ab? Er scheint sehr besetzt zu sein. Ich hatte solche Angst, Bekannte zu treffen. Ist der Frühzug nach dieser Richtung hin immer so besetzt?"

Er zuckte die Achseln und sah sie unverwandt an. „Wohl kaum. Jetzt sind Schulferien, da ist der Verkehr größer. — Aber daß Sie so ängstlich sind, Kläre! Ist das Ihr großer Mut, von dem Sie sprachen? Ich habe übrigens dem Schaffner genug gegeben. Er wird sich hüten, jemand in unser Abteil zu lassen."

Sie lehnte sich beruhigter zurück. Ihren Augen aber tat die Sommersonne weh, die in zitternden Linien über die Sitze strich. Sie hatte sich diese endliche Erlösung von verhaßten Ketten, diesen Beginn wenigstens zu wunderseliger Freiheit und Selbständigkeit eigentlich noch schöner vorgestellt.

„Einsteigen!“ riefen die Schaffner draußen.

Es klappten Türen, es entstand ein hastendes Durcheinander, ein aufgeregtes Hin und Her auf dem Bahnsteig.

Die junge Frau hatte sich wieder tief in das Polster der Lehne gedrückt.

Er saß dicht neben ihr. „Bist du froh, Kläre?“

Sie atmete schwer. „Noch nicht so ... bitte, noch nicht! Erst muß — muß Walter, muß mein Mann die Scheidungsklage eingereicht haben. Und er wird es doch tun, wenn ich ihn so heimlich verlasse? — Nicht wahr, er muß es doch tun?“

Er lächelte sorglos. „Aber selbstverständlich! Seien Sie doch nicht so schrecklich töricht, Liebste, Einzigste! Ein Mensch von so philiströsen Grundsätzen!“

Sie hob den Kopf und sah ihn furchtsam an. Als er aber immer noch lächelte, lächelte sie auch. Unwillkürlich neigte sie sich ihm entgegen.

„Dann — dann werden wir aber immer nur glücklich sein, Franz!“

Im nächsten Augenblick hätte er sie sicherlich auf den lächelnden Mund geküßt, wenn sie nicht, durch den gellenden Pfiff der Lokomotive erschreckt, zurückgezuckt wäre.

In demselben Moment wurde auch noch die Tür aufgerissen, und etwas Kleines, Zappelndes und Blondes wurde in den Abteil hineingeschoben. Der Zugführer wendete sich brummend an die vor der Tür stehende

junge Frau: „Da hätten Sie sich auch ein bißchen mehr beeilen können!“

Die junge Mutter weinte fast vor Aufregung. „Ach, diese Hetzjagd mit zwei so wilden Kindern! Lotte —



Hans, daß ihr mir um Gottes willen nicht ans Fenster geht. Ihr bleibt auf eurem Platz sitzen — bis nach Wiesenhagen. Großmama holt euch ab. Kinder — Kinder, seid bloß artig unterwegs!“

Sie beugte sich in den Wagen hinein, um die blonden Kleinen noch einmal abzuküssen, als sie die fremde Dame bemerkte.

Ein Freudenschimmer glitt über das besorgte Mutterantlitz.

„Sie dürfen mich nicht für unbescheiden halten, gnädige Frau, aber Sie sind wohl so liebenswürdig und nehmen sich meiner beiden Kinder ein wenig an. Es ist die erste Reise, die sie allein unternehmen zur Großmama. Lotte ist erst fünf Jahre, und Hans —“

Sie konnte nicht weitersprechen, da der Zugführer ihr die Tür vor der Nase zuschlug. „Das geht nicht, meine Dame, der Zug kann Ihretwegen nicht hier stehen bleiben!“

Sie wich bekümmert zurück.

Lottchen schrie „Mama“; Hans schwenkte stolz die blaue Matrosenmütze, und fort ging's.

„Nette Bescherung!“ knirschte der Herr im Wagen. „Die hatten uns gerade noch gefehlt!“

Frau Kläre sah ganz blaß aus. Sie ärgerte sich über die fremden Kinder. Schon die eigenen daheim waren ihr bis zum heutigen Tage ziemlich fremd geblieben. Sie hatten ihre Kinderfrau, ihre Gouvernante — Haus, Garten und Hof waren so groß, sie war immer froh gewesen, wenn sie nichts von Kindergeschrei zu hören brauchte.

Sie rückte unwillkürlich von der kleinen, hellen Gestalt zurück, die mit so großen, bangen Augen dicht vor ihr saß. Dann sah sie ihren Begleiter an und schwieg.

Der zerrte ärgerlich an seinem Bart. „Es hat dabei gar keinen Zweck, auf der nächsten Station in ein anderes Abteil zu gehen,“ meinte er in französischer Sprache. „Es ist alles besetzt, und die Bälger hier wird man vor Wiesenhagen nicht mehr los. Nette Bescherung! Wir wollen lieber nur bis Lindstädt fahren, Kläre. Dort bleiben wir bis zum Abend, um mit dem Nachtzug nach Köln weiterzudampfen.“

Sie schüttelte ganz entsetzt den Kopf. „Nein, nein — nicht mit dem Nachtzug! Sie müssen mich noch heute in die Pension bringen, wo ich die nächsten Wochen bleiben will.“

Sie hatte Deutsch gesprochen.

Der ungefähr neunjährige Knabe, der bisher am Fenster gestanden, drehte sich um. Er sah die Dame aufmerksam an, lachte dann und sagte: „Du mußt noch in 'ne Pension? Und bist doch schon so alt wie Mama! Das ist doch bloß für kleine Mädchens, die Pension! Wir fahren zu unserer Großmama. Weißt du, was die hat?“

„'ne ganze Masse Puttchens hat sie, die Omama, und zwei Ziegen,“ fiel Lottchen sofort ein.

„So,“ sagte Frau Kläre nur. Sie rückte noch näher an ihren Begleiter heran. Ihr wurde der große, glänzende Kinderblick, der an ihrem Gesicht hing, unbehaglich.

Der Mann, dem zuliebe sie heute in die Welt, in die Freiheit hinausfuhr, während ihr Gatte ahnungslos dem Ärztekongreß beiwohnte, konnte sich noch immer nicht über die unerwünschte Reisegesellschaft beruhigen.

„Setz dich jetzt endlich hin, du Bengel!“ herrschte er den Knaben an. „Dieses ewige Hin- und Herlaufen von einem Fenster zum anderen paßt sich nicht.“

„Warum denn nicht?“ fragte Hans. „Ich muß doch sehen, wo die Züge fahren.“

„Ich will auch die Züge sehen!“ flehte Lottchen, von ihrem Sitz herabrutschend, sich mit beiden Ärmchen gegen die Knie Frau Kläres stemmend und durch das Fenster an ihrer Seite hindurchspähend.

Die schmale Frauenhand zuckte nervös zurück, als sie die warmen, kleinen Finger in den ihren fühlte.

„Bleib hübsch auf deinem Platze sitzen! Hast du nicht gehört, was deine Mama gesagt hat?“



Das Kind blieb regungslos vor ihr stehen. Ein bewundernder Blick streifte das Frauenantlitz. Leise, vorsichtig strich dann das Händchen über den feinen Kleiderstoff, der vor ihm war. „Du bist so schön, beinahe so schön wie meine Mama!“

Der Mann ärgerte sich über dieses Geschwätz. Er schob das Kind unsanft von Frau Kläre fort, die selt-

sam starr vor sich hin blickte. „Du bist eine ganz ungezogene Range! Setz dich sofort hin!“

„Tu's nicht, Lotte!“ stichelte Hans. „Der Onkel da hat dir nichts zu sagen. Komm lieber mal an mein Fenster hier. Siehst du die Kühe da drüben? Ist 'ne ganz weiße dabei. Und guck mal, Lotte, wie der Hund zwischen die Schafe fährt!“

Lotte trippelte zu dem Bruder hin, und beide Kinder steckten die Köpfe zusammen.

Frau Kläres Begleiter schüttelte verzweifelt den Kopf. „Ich könnte die Bande erwürgen!“ meinte er halb ärgerlich, halb lachend. „Scheint ein ganz frecher Bengel zu sein, der Junge. Aber das sah man ja auch der Mutter an. So was kennt ja keine Erziehung, keine Strenge.“

Als die junge Frau nicht antwortete, nahm er ihre Hand und streichelte sie.

„Meine süße, arme Kläre! Seien Sie doch nicht so zaghaft! Jetzt wird das Leben erst schön!“

Sie sah ihn nicht an. Wie magnetisch angezogen wanderte ihr Blick zu dem hellen Kinderköpfchen, dessen Mund soeben zu ihr gesagt hatte: „Du bist so schön, beinahe so schön wie meine Mama!“ — Die Frau war doch aber gar nicht schön, das hatte sie selbst vorhin gesehen. Im Gegenteil — eher häßlich mit dem blassen, schmalen Gesicht, über dem glatt und schlicht die Haare lagen.

„Warum sprechen Sie nicht mit mir?“ fragte der Herr flüsternd.

Sie sah ihn an, als müsse sie sich erst besinnen, wer er eigentlich war. Ihre Gedanken waren soeben einen ungewohnten Weg gegangen. Zurück nach dem Hause, das sie heute morgen heimlich verlassen, in ein Zimmer, in ein hohes, helles Zimmer, dem Garten zu gelegen.

Dort schliefen zwei Kinder — ein Knabe und ein Mädchen. Der Knabe war noch sehr klein, er begann wohl gerade die ersten Worte zu stammeln, sie wußte es selbst nicht recht. — Aber das Mädchen, Hilde, die war ebenso alt wie die fremde Kleine hier, und hatte auch so goldenes Haar und so dunkle blaue Augen. Nur immer so still, so scheu, so ernst blieb sie in der Mutter Nähe. Sie hatte niemals gesagt: „Du bist so schön, Mama!“

Der Mann lachte gezwungen. „Sie machen ein Gesicht, Kläre! Ich kenne Sie ja gar nicht wieder! — Sind Sie mir böse?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein.“

Er flüsterte weiter: „Das dürfen Sie auch nicht, Kläre. Ich habe Sie wahnsinnig lieb! Seien Sie doch froh, von so einem Sonderling und Bücherwurm, wie Ihr Mann einer ist, erlöst zu werden. Der verstand Sie ja gar nicht! Er nahm überhaupt keine Rücksicht auf Ihre Wünsche. Immer dort in der Einsamkeit, in dem alten, großen Landhaus, Ihnen keine Freude, keine Abwechslung gönnend, nur das eigene Heim — mein Gott, wie haben Sie das nur sechs lange Jahre ausgehalten!“

Sie hob die Schultern. „Wie man das eben so aushält, was einem bestimmt ist.“

„Aber Sie sind doch keine Sklavin!“

Sie schüttelte den Kopf. Ihr kam das Wort plötzlich zu hart vor, wenn sie des ernsten, fleißigen Mannes dachte, der ihr Gatte war. „Er hat mich niemals gezwungen,“ meinte sie leise, „nur streng, sonderbar war er oft. Mehr wie ein Vater als ein Gatte. Und das“ — sie richtete sich trotzig auf — „ich will das nun nicht mehr!“

Er triumphierte. Er ließ ihre Hand nicht mehr los.

Sie vergaß das Haus und das Kinderzimmer darin auch wieder. Es kam eine süße Schwäche über sie an des Mannes Seite, der so weich zu flüstern verstand.

Plötzlich fuhr sie erschreckt auf.

Lottchen schrie fürchterlich.

Hans hatte am Fenster nicht genug Platz gehabt und hatte die Schwester zur Seite gestoßen, als sie nicht weichen wollte.

Dicke Tränen rannen über das Kindergesicht. „Mama, ich will zu meiner Mama!“

„Willst du still sein! Ich werfe dich aus dem Wagen, wenn du so brüllst!“ schalt der Herr.

Hans frohlockte. „Siehst du! Ja wahrhaftig, dann fliegst du in den Graben da drüben an den Wiesen und liegst im Wasser bei den Fröschen. Ich aber fahr' alleine zur Großmama.“

Lottes Schreien ging in krampfhaftes Schluchzen über. Instinktiv wandte sich das bange Mädchen zu Frau Kläre und streckte die Arme nach ihr aus. „Nimm mich auf'n Schoß, Tante. Nicht aus'm Fenster werfen, bitte — bitte!“

Fast mechanisch hob sich die Hand der jungen Frau. Im nächsten Augenblick saß das fremde Kind wirklich auf ihrem Schoß — ganz nah an ihrem Herzen.

Lotte weinte jetzt nicht mehr.

„Soll ich dich mal tüchtig lieb haben? Ganz so wie meine Mama?“

Sie preßte die runden, dicken Ärmchen fest um Frau Kläres Hals. Dunkelrot wurde sie dabei vor Anstrengung.*)

„So — mehr kann ich aber nicht,“ meinte sie treuherzig.

---

*) Siehe das Titelbild.

„Das ist auch nicht nötig," spöttelte der Herr. „Geh jetzt ganz schnell da herunter."

Das Kind drückte sich nur noch fester an Frau Kläre heran.

Sie wunderte sich selber, daß sie es litt. „Lassen Sie sie nur," meinte sie.

Er wendete sich verletzt ab, zog eine Zeitung hervor und begann zu lesen.

Hans schaute wieder zum Fenster hinaus und fragte bei jeder Station, ob das nun Wiesenhagen sei.

Lottchen begann zu erzählen. „Wenn ich bei Omama bin, Tante, werd' ich wohl Sehnsucht nach Mama kriegen. Aber die Omama ist auch gut, und hat die vielen Puttchens. Und bald kommt ja meine Mama auch zur Omama."

„Warum ist sie denn nicht gleich mit euch gefahren?" fragte Frau Kläre.

Lottchen sah sie vorwurfsvoll an. „Na, sie wird doch Papa nicht allein lassen! Der arme Papa hat immer so viel zu tun. Aber dann ist Mama immer sehr lieb zu Papa, wenn er kommt, und dann lacht er gleich."

Als die junge Frau darauf keine Antwort gab, fuhr das Kind ruhig zu erzählen fort.

„Ja, und wenn Papa auch Ferien hat, dann kommt er mit Mama auch zur Omama. Dann wird's erst schön!"

„So!" sagte Frau Kläre. Es war da etwas in ihrer Brust emporgekommen, das seltsam schwer und drückend wurde und ihre Sinne ganz dumpf und wirr machte.

„Ich bin bloß neugierig, wer Abends immer mit mir beten wird. Allein kann ich's doch noch nicht! Und ich werd' wohl weinen, wenn meine Mama Abends nicht am Bett sitzt und mir vom lieben Gott erzählt,

der die Engel zu mir herunterschickt, damit ich auch immer gesund und brav bleibe. Betest du auch immer, Tante?"

„Nein!" sagte die junge Frau kurz und hart.

Lottchen sah ordentlich bekümmert aus. „Ach, das ist schade! Dann hast du wohl auch kein kleines Mädchen, die du so arg lieb hast, und die die Engel —"

Der Mann fuhr von seiner Zeitung empor. Er war bei dem Geplauder schon ein paarmal nervös mit den Fingern durch das Haar gefahren, das feucht und in Strähnen an den Schläfen saß. „Das ist ja eine blödsinnige Hitze! Setzen Sie doch bloß die Jöre von Ihrem Schoß, Kläre, das Kind kann einen ja verrückt machen!"

Die junge Frau hörte nicht. Sie saß wie entgeistert da. Sie sah ein Bild plötzlich vor sich. Es war noch gar nicht lange her, als dieses Bild Wahrheit gewesen. Da hatte sie in ihrem Zimmer gesessen, einsam, verbittert und schlecht gelaunt. Durch die offene Tür aber kam etwas Kleines, Lichtes daher, mit wehenden blonden, gelösten Haaren. Ihre Hilde war es. „Ich bin dem Fräulein weggelaufen, Mama! Sie hat mich geschlagen!" schluchzte das Kind.

Und dabei hatte es die Arme ausgestreckt, weit — weit, als müßte nun die Mutter ihr kleines, weinendes Mädchen ans Herz nehmen und es trösten.

Hatte sie das damals nicht gesehen, da es ihr doch heute einfiel? Nein, sie hatte es wohl nicht gesehen. Denn sie war böse geworden und hatte das Kind wieder fortgeschickt, und stumm, mit schlaff herabhängenden Armen war Hilde gegangen.

Frau Kläre schob mit einem Ruck das fremde Kind von ihrem Schoß. Sie stand auf und sah in den Sommertag hinaus. Es war eine so große Sehnsucht in ihr,

daß es vor ihren Augen zu flirren und zu brennen begann, so daß sie gar nichts mehr von den vorüberfliegenden Wiesen, Feldern und Menschen erkennen konnte.

Lotte war zu ihrem Bruder hingelaufen.

„Kläre!“ bat der Mann weich.

Sie schob seine Hand zurück. „Bitte, lassen Sie mich!“ Es war wie ein Stöhnen in ihr, als sie das sagte.

„Aber was haben Sie denn nur, Kläre?“

Sie weinte fast. „Sagen Sie doch nicht immer „Kläre“! Ich kann das nicht mehr hören. Ich — ich kann überhaupt nicht mehr, ich —“

Er war blaß geworden. „Was — nicht mehr?“ Sie antwortete nicht.

Der Zug fuhr langsamer, in der Ferne tauchten Häuser, Türme auf.

Die junge Frau zitterte. „Was kommt für eine Station?“

„Wird wohl Wiesenhagen sein,“ antwortete er.

„Ich steige dort aus! — Ich muß dort aussteigen!“ wiederholte sie gequält, als er den Kopf schüttelte.

„Aber ich bitte Sie — warum denn nur?“

Sie richtete sich auf. Ihr Blick verlor das Unfreie. „Weil ich mit dem nächsten Zug zurückfahre.“

Er verstand nicht. „Zurück — wohin zurück?“

„Zu — zu meinen Kindern!“

Da sagte er nichts mehr. Er trat von ihr fort und setzte sich wieder auf seinen Platz. Aber die Hand, die das Zeitungsblatt empornahm, zuckte, und um den Mund lag ein häßlicher Zug.

Frau Kläre sah ihn nicht. Sie hielt die Stirn gegen das Fensterglas gedrückt.

Der Zug fuhr langsamer. Die Häuser, die Türme kamen näher.

Hans wurde aufmerksam. „Kommt jetzt Wiesenhagen?“ fragte er, sich umblickend.

„Ja,“ antwortete die junge Frau.

Lottchen klatschte in die Hände. „Ich freu’ mich — ach, wie freu’ ich mich, Tante!“

Das Kinderjauchzen ging wie ein Echo durch die



Frauenseele. Wenn sie nun zurückkam in das große Haus, würde sie zuerst in das Kinderzimmer gehen.

„Mam—ma,“ würde der Bub sagen und zappelnd mit den Händchen nach ihr greifen. Und sie würde die Arme ausstrecken, weit — weit, und würde ihn und Hilde ans Herz nehmen, alle, alle Tage.

Der Zug hielt.

„Wiesenhagen!“ riefen die Schaffner.

Wie die Wilden stürmten die Kinder zur Tür.

Frau Kläre folgte.

Der Mann erhob sich auch, aber sie wehrte ihm, sie flehte ihn förmlich an, sie allein zu lassen.

Da blieb er trotzig sitzen.

Auf dem Bahnsteig stand eine liebe alte Dame. Hans' und Lottes Großmama.

Frau Kläre hatte unwillkürlich die Hand des kleinen Mädchens genommen, um sie selber der Großmutter zuzuführen.

Die lächelte, als sie ihre Enkelchen sah.

Und Lotte hob sich auf den Zehenspitzen, um der Tante einen Kuß zum Abschied zu geben.

Die junge Frau neigte sich und küßte den dargebotenen Kindermund. Es war ein so köstliches Gefühl, wenn sie dabei an die eigenen Kinder dachte.

Die würde sie nun auch das Beten lehren, beten um schützende Engel.





Panzerschiff und Torpedo.

Bilder aus dem modernen Seekriege.

Von Martin Horwitz.

Mit 13 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

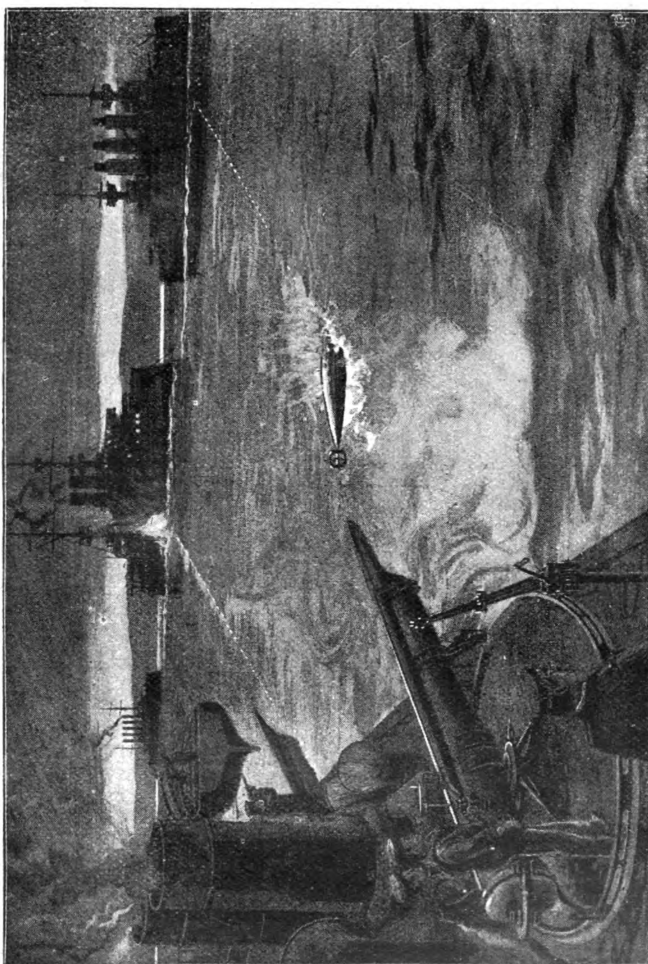
Die schweren Verluste, die gleich im Beginn des jetzigen ostasiatischen Krieges die russische Marine erleiden mußte, haben in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregt. Zumal in den Staaten, die wie unser Deutsches Reich im Begriff sind, mit den größten Opfern ihre Flotten durch neue große Panzerschiffe immer mehr zu verstärken, mußten die ersten Erfolge der Japaner über die russischen Seestreitkräfte zu denken geben. Welch ein Triumph der kleinen Torpedoboote über die von Kanonen größten Kalibers strotzenden Panzerkolosse war doch der erste Angriff der Japaner auf das vor Port Arthur liegende Geschwader! Drei der größten Schiffe der russischen Flotte, die Linienschiffe „Retwisan“ und „Pobjeda“, sowie der Panzerkreuzer „Pallada“ wurden in jener verhängnisvollen Nacht durch ein paar wohlgezielte Torpedoschüsse außer Gefecht gesetzt. Kein Wunder, daß unter dem Eindruck dieser Nachricht allenthalben Zweifel laut wurden, ob das Bauen von neuen Panzerschlachtschiffen, von denen eines rund 25 Millionen

Mark kostet, sich wirklich noch empfiehlt in Anbetracht der Hilflosigkeit dieser Schiffe gegenüber der unheimlichen Angriffsweise der kleinen gewandten Torpedoboote. Und nicht nur in englischen und amerikanischen Blättern, sondern auch in deutschen konnte man lesen, daß der Torpedo fortan als die Hauptwaffe im Seekrieg zu gelten habe.

Aber schon der weitere Verlauf des Krieges hat gezeigt, daß diese Einschätzung doch eine irrige war. Hilflos ist ein Panzerschiff dem Torpedo gegenüber nur, wenn es trotz all seiner Kanonen und all seiner Beobachtungsmittel ein Torpedoboot so nahe an sich herankommen läßt, daß dieses einen sicher und scharf treffenden Schuß abgeben kann. Für diesen Fall wird von Kapitän Foß in seiner „Marinekunde“ sogar angenommen, daß auch das stärkste Linienschiff zwei Torpedotreffer großen Kalibers nicht überleben, ein älteres aber schon an einem genug haben werde. Dagegen kann die schwere Artillerie dieser Panzerschiffe schon auf 9000 Meter Entfernung gegen herannahende Torpedofahrzeuge operieren, während der Torpedo nur gegen einen höchstens 500 Meter entfernten Schiffsboden erfolgreich wirken kann. Im allgemeinen wird in der deutschen Marine auf 300 bis 400 Meter Entfernung mit Torpedos geschossen.

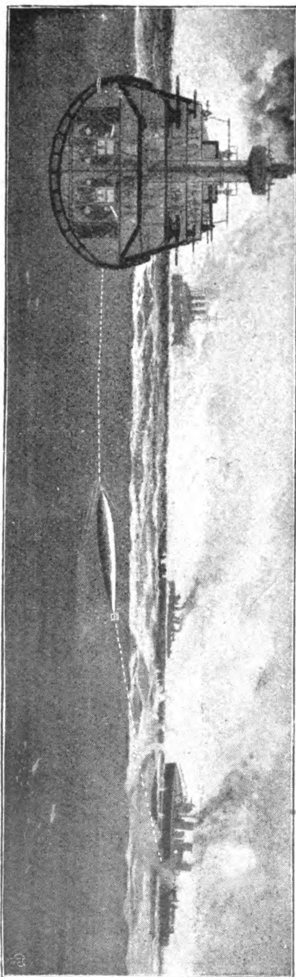
Daß im Kriege ein Torpedoboot sich auf solche Nähe an ein gut geführtes und gut bewachtes Panzerschiff heranschleichen kann, ohne bemerkt und in Grund gebohrt zu werden, ist nach der Ansicht aller Marineautoritäten nur als Ausnahme zu betrachten. Eine solche Ausnahme war eben auch der Sieg der japanischen Torpedobootflottille über die drei obengenannten russischen Panzerschiffe im Hafen von Port Arthur.

Zur Lösung der größten und wichtigsten Aufgaben des

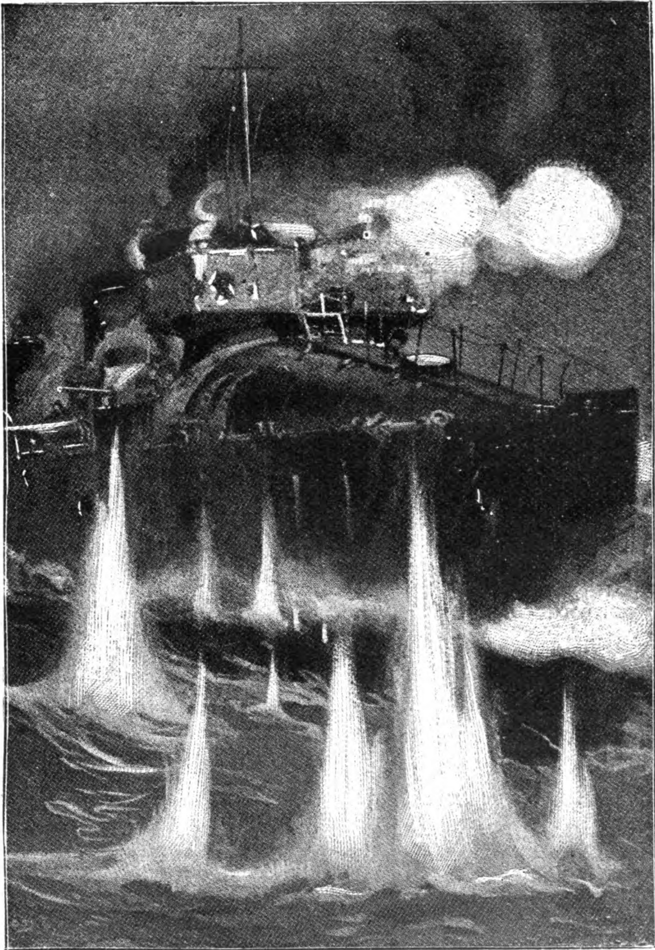


Abschießen von Torpedos.

Seekriegs, so schreibt Kapitän v. Pustau in einer Abhandlung über die strittige Frage, sind die Torpedoboote wegen


Der abgeschossene Torpedo auf dem Wege zum Ziel.

ihrer Kleinheit und ihrer geringen Seeausdauer in keiner Weise befähigt. Sie können weder den Ozean und dessen große Verkehrsstraßen längere Zeit abpatrouillieren, noch einen Hafen blockieren oder gar einen feindlichen Angriff gegen die feindlichen Küsten durchführen; ja selbst im Aufklärungs- und Nachrichtendienst leisten sie wegen ihrer geringen Masthöhe nur Beschränktes. Für alle solche Zwecke braucht man seefähige, stark armierte, gut geschützte und mit zahlreicher Besatzung bemannte große Schiffe; von Torpedofahrzeugen darf man auf diesen Gebieten nur Hilfsdienste untergeordneter Art verlangen. Die Art von Kriegführung, für welche die Torpedofahrzeuge in erster Linie bestimmt sind, ist der schnelle, energische Vorstoß gegen den Feind innerhalb bestimmter räumlicher und zeitlicher Grenzen, wie sie durch den geringen Kohlenvorrat und die physische



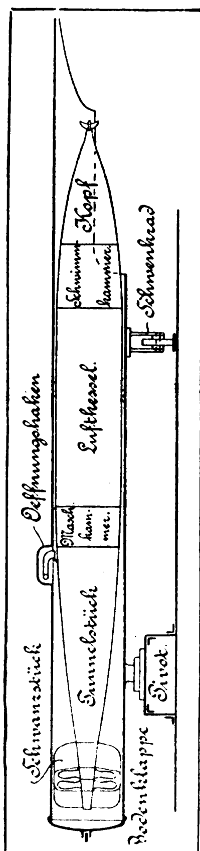
Torpedoboot im feindlichen Feuer.

Leistungsfähigkeit der nur kleinen Besatzung vorgezeichnet sind.

Aber auch unter dieser Einschränkung können Torpedobootsunternehmungen nur dann auf Erfolg hoffen, wenn eine Reihe von weiteren Vorbedingungen erfüllt ist. Wenn dies nicht der Fall ist, wenn die Torpedofahrzeuge während des Tages nicht durch stärker bewehrte Kriegsschiffe in die Nähe des Feindes geführt werden, und wenn sie in der Nacht es mit einem wohlvorbereiteten und wachsamen Gegner zu tun haben, so werden sie nicht nur wenig ausrichten, sondern vielmehr selber beständig der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt sein. Am hellen Tage wird ein Angriff von Torpedobootfahrzeugen allein auf ein frei manövrierendes geschütztes Kriegsschiff völlig aussichtslos sein. Wenn das letztere den Angreifern nicht den Gefallen tut, geradeswegs auf sie loszusteuern, sondern irgend einen Kurs einschlägt, der die Zeit der Annäherung verlängert, oder wenn es auch nur stoppt, so werden die Boote, die dennoch zum Angriff heranzukommen versuchen, fast mit Sicherheit einzeln vernichtet werden. Auch artilleristisch ist selbst eine größere Anzahl von Torpedofahrzeugen einem modernen Kreuzer nicht gewachsen, da letzterer eine viel stetigere Geschützplattform auf der immer bewegten See darstellt und durch den Gang der Schrauben nicht in so stark vibrierende, das Zielen erheblich erschwerende Bewegungen gerät wie seine kleineren Gegner. Wenn daher Torpedoboote, die nicht durch größere Begleitschiffe geschützt sind, am Tage auf den Feind stoßen, so bleibt ihnen nichts übrig, als zu versuchen, auszuweichen oder sich zurückzuziehen. Das aber muß auch Kapitän v. Pustau zugeben, daß mit wachsender Dunkelheit die Gefährlichkeit der Torpedofahrzeuge steigt, zumal für solche Schlachtschiffe, die vor Anker liegen, wie dies ja auch neuerdings wieder durch den erfolgreichen Angriff des Kommandanten Jezo auf das russische Schlachtschiff „Ssewastopol“ im Schutze

eines nächtlichen Schneesturmes auf der Außenreede des Hafens von Port Arthur erwiesen worden ist.

Um diese Gefährlichkeit dem Laien recht deutlich zu machen, ist es nötig, zunächst einmal die Waffe selbst, den Torpedo, näher ins Auge zu fassen.



Torpedo im Lancierrohr.

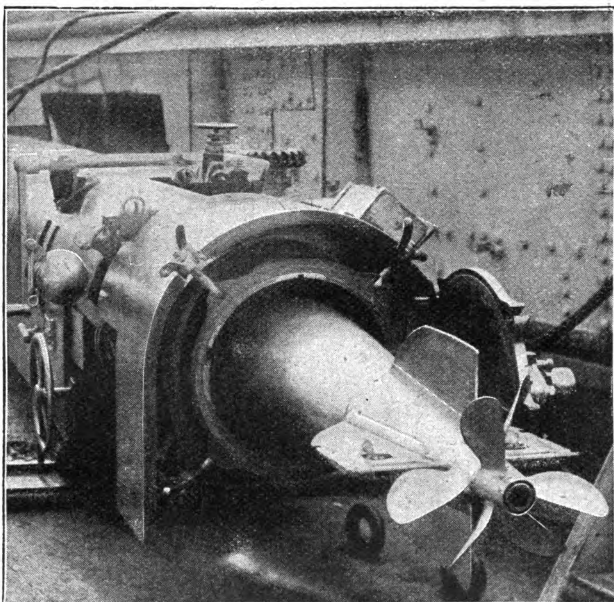
Das Wort Torpedo ist spanisch und bezeichnet eigentlich den Zitterrochen, jenen Fisch, dessen elektrische Organe sich bei Berührung entladen. Das Wort wurde früher für jeden mit Explosivstoff gefüllten, zum Zerstören feindlicher Schiffe bestimmten Minenkörper angewandt, bedeutet heutzutage aber ohne weitere Bezeichnung den von Lupis und Whitehead in Fiume 1867 erfundenen automobilen „Fischtorpedo", der gegenwärtig in allen Kriegsmarinen eingeführt ist.

Dieser Fischtorpedo ist nach der Definition, die Kapitän Foß in dem oben schon einmal angeführten vortrefflichen Werk „Marinekunde" von ihm gibt, ein unterseeisches Sprenggeschoß aus Stahlbronze von zigarrenähnlicher Gestalt, 5 Meter Länge, 45 Zentimeter Durchmesser und 530 Kilogramm Gewicht. In seinem Kopf trägt er eine Sprengladung von 90 Kilogramm Schießbaumwolle. Ein früher gebräuchliches Modell von 35 Zentimeter Durchmesser ist

gegenüber den modernen Linienschiffen nicht mehr wirksam genug. Dies Geschoß wird aus einem Lancierrohr in der beabsichtigten Richtung ins Wasser geschossen. Sobald der Torpedo in das Wasser eingetreten ist, beginnen in seinem Innern sehr sinnreich erdachte Apparate ihre Tätigkeit. Der erste derselben, in Gestalt einer kleinen Dreizylindermaschine, setzt mittels zweier ineinandergelagerten hohen Schraubenwellen am Schwanzende der Stahlhülse zwei Schrauben in Gang, von denen die eine sich nach links, die andere nach rechts dreht (siehe das Bild auf S. 109). Die Maschinenkammer liegt unmittelbar hinter dem Luftkessel, in welchem Luft bis auf 100 Atmosphären Spannung komprimiert wird. Diese Preßluft treibt die Maschine. Sie gelangt in die drei Zylinder derselben eine Sekunde später, nachdem der Öffnungshahn, der beim Abfeuern an einen Vorsprung im Lancierrohr stößt und dadurch nach hinten gelegt wird, ihr den Austritt gestattet, treibt sie also in dem Augenblick an, in welchem der Torpedo ins Wasser gelangt ist. Die verbrauchte Luft entweicht durch die hohlen Schraubenwellen im Tunnelstück und wirft im Kielwasser des vorwärtsstürmenden Torpedos große Blasen auf, an denen man den Lauf beobachten kann. Die dem Torpedo mitgeteilte Schnelligkeit beträgt 15 bis 16 Meter in der Sekunde; er legt demnach 500 Meter in rund 32 Sekunden zurück. Vor dem Luftkessel befindet sich die Schwimmkammer (der Tiefenapparat). Auf eine elastische Scheibe wirkt von außen der Wasserdruck und biegt sie um so mehr ein, je tiefer der Torpedo taucht. An diese elastische Scheibe ist ein im Tunnelstück befindliches Gestänge angekoppelt, das zwei am Schwanzstück zu beiden Seiten der Schrauben befindliche Horizontalruder nach oben oder unten ausschlagen läßt, je nachdem der auf der Platte stehende hydrostatische Druck sich verstärkt oder verringert, während

die kombinierte Wirkung eines frei schwingenden Pendels einer zu heftigen Tätigkeit der Ruder entgegenwirkt.

Diese Einrichtung ist im allgemeinen so getroffen, daß die Ruder horizontal liegen, wenn der Druck auf der Platte einer Wassersäule von 3 Meter entspricht,

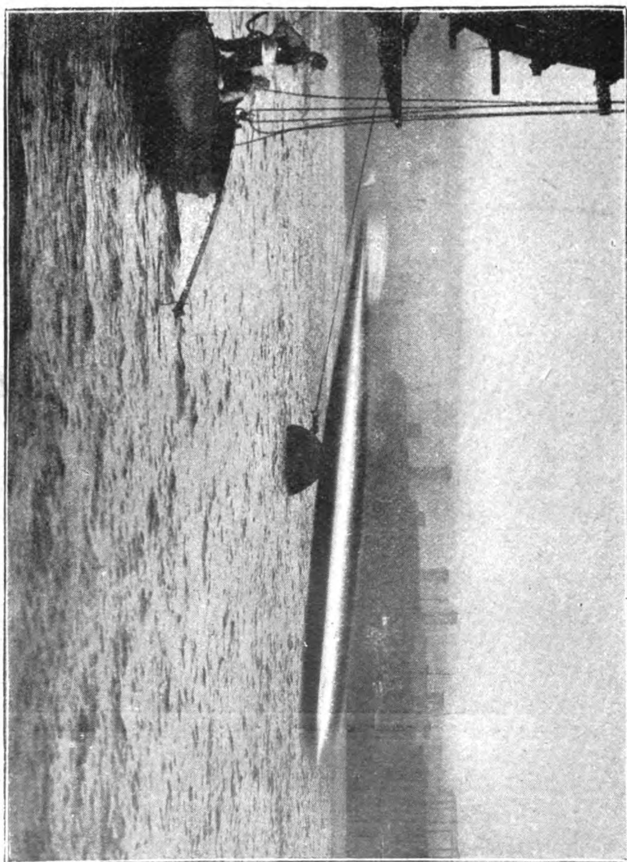


Schrauben und Ruder eines im Lancierrohr liegenden Torpedos.

das heißt wenn der Torpedo sich in dieser Tiefe unter der Wasseroberfläche bewegt. Wenn er in solcher Tiefe ein gepanzertes Schiff trifft, so berührt er den Schiffsboden unterhalb der Panzerung, wo die Wirkung der Sprengladung natürlich das Schiff am empfindlichsten trifft.

Sobald der Torpedo das Ziel trifft, stößt eine der drei Greifnasen, die über seine vordere Spitze hinaus-

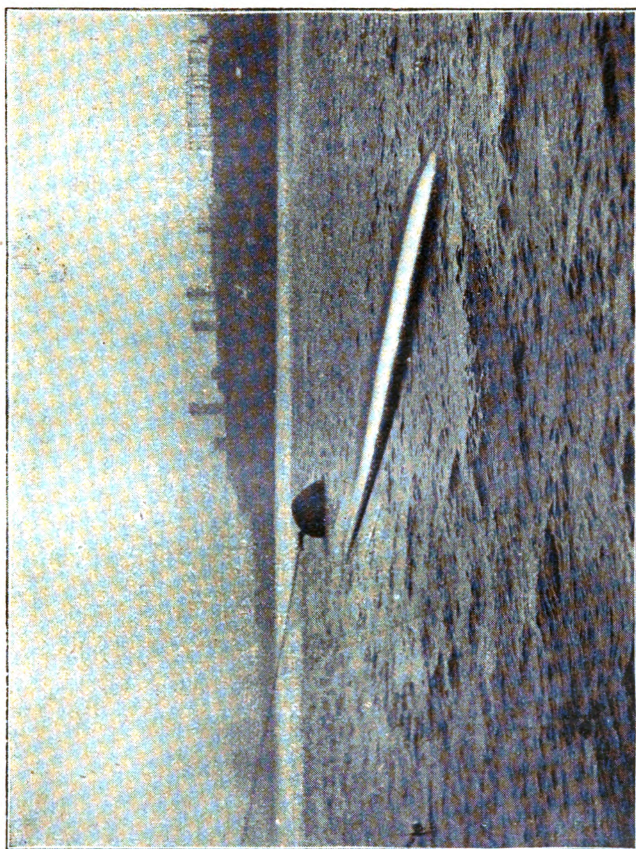
ragen, zurück und setzt einen Zünder, die Gefechtspistole, in Tätigkeit, der die im Kopf befindliche Sprengladung



Ein abgeschossener Torpedo auf dem Weg ins Wasser (Momentaufnahme 1).

zur Explosion bringt. Diese schlägt, wenn sie unmittelbar an der Schiffswand erfolgt, ein großes Loch in dieselbe.

Wir geben unseren Lesern zwei vortreffliche Momentaufnahmen eines eben abgeschossenen Torpedos



Ein abgeschossener Torpedo auf dem Weg ins Wasser (Momentaufnahme 2).

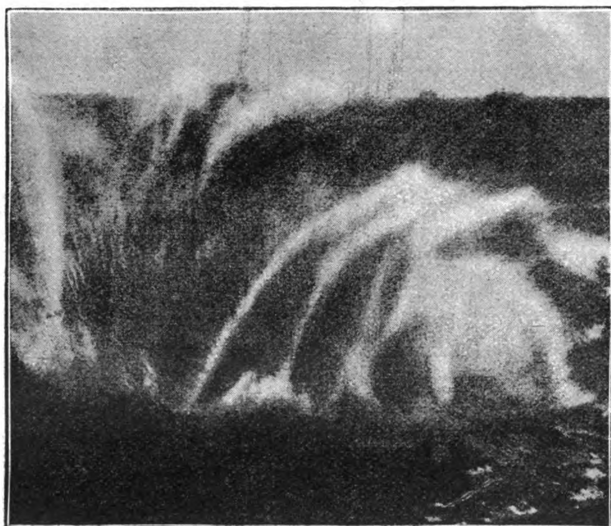
auf dem Weg ins Wasser; die beiden Potographien stellen die Vorwärtsbewegung in Intervallen von einer halben Sekunde dar bei einer Geschwindigkeit von

50 Kilometer die Stunde. So leicht und glatt der Torpedo in das Wasser gleitet, so bewirkt die Wasserverdrängung dennoch, wie das folgende Bild darstellt, ein bedeutendes Aufspritzen des Wassers, das vom Bord des angegriffenen Schiffes bei Tag leicht zu beobachten ist. Zwei andere Bilder veranschaulichen den Weg, den der auf einen Schiffsboden gerichtete Torpedo im Wasser nimmt (S. 104) und das gleichzeitige Abfeuern zweier Geschosse (S. 103) auf zwei nebeneinander lagernde Panzerschiffe vom Bord eines Torpedobootes.

Verfehlt der Torpedo sein Ziel, so öffnet sich, nachdem er eine gewisse Strecke — zum Beispiel 600 Meter — gelaufen ist, ein Ventil, durch welches Wasser in den Torpedo tritt, der infolgedessen versinkt. Das soll bewirken, daß der auf ein bestimmtes Ziel abgefeuerte Torpedo nicht etwa einem zufällig hinter demselben liegenden befreundeten Schiff gefährlich werde. Bei Schießübungen dagegen wird die Maschine nach Ablaufen einer gewissen Distanz dadurch angehalten, daß das Ventil zwischen Luftkessel und Maschine sich schließt. Gleichzeitig legen sich beide Horizontalruder nach oben und bewirken, daß der Torpedo aus dem Wasser springt, an dessen Oberfläche er dann treibt. Er kann durch Boote „eingefangen“ und später zu einem neuen Schuß verwendet werden. Unsere drei auf die Seiten 114, 115 und 117 verteilten Abbildungen lassen genau verfolgen, wie ein so eingefangener Torpedo mittels eines Krans aus dem Boot an Bord gehißt wird, um dort bis zur neuen Verwendung aufbewahrt zu werden.

Bisweilen kann die nach den Schießübungen ausgesandte Bootsmannschaft eines der verloren gegangenen Geschosse nicht finden; das treibt dann herrenlos auf den Wellen, bis es irgendwo ans Land geworfen wird.

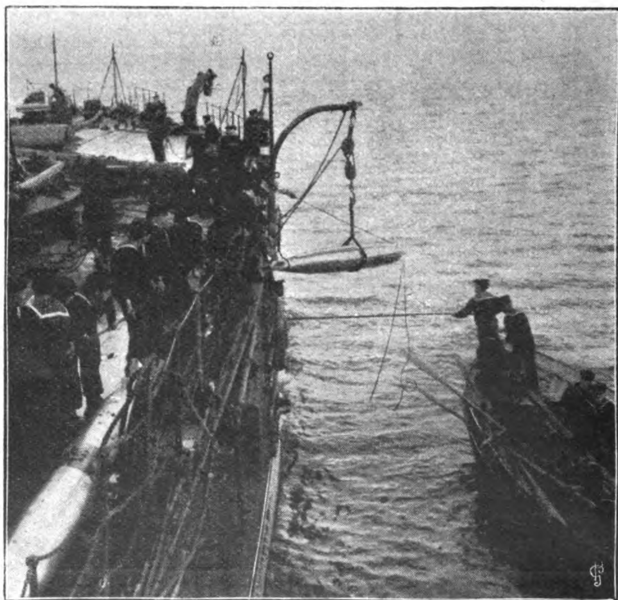
Das fremdartige Ding, das dann einem toten Riesenfisch ähnlich auf dem Strande liegt, ist für den Finder wertvolles Strandgut. Die Marineverwaltung zahlt für jeden ihr verloren gegangenen Torpedo einen Finderlohn von mehreren hundert Mark. Unser Bild auf S. 118 zeigt einen solchen gestrandeten Stahlfisch.



Aufspritzen des Wassers beim Eintritt des abgeschossenen Torpedos ins Meer.

Bevor es zum Bau besonderer Torpedoboote kam, gab es schon Torpedobatterien zur Verteidigung von Häfen. Man benutzt hier zum Abschießen der Torpedos unter Wasser liegende durchbrochene Abgangsrohre, aus denen der Torpedo heraustritt, nachdem durch ein Hebelwerk das Ventil geöffnet worden ist, das den Zutritt der Preßluft zur Maschine gestattet. Bei der Verwendung solcher unter Wasser befindlichen Torpedorohre auf Schiffen, die in Fahrt sind, erhält der austretende Tor-

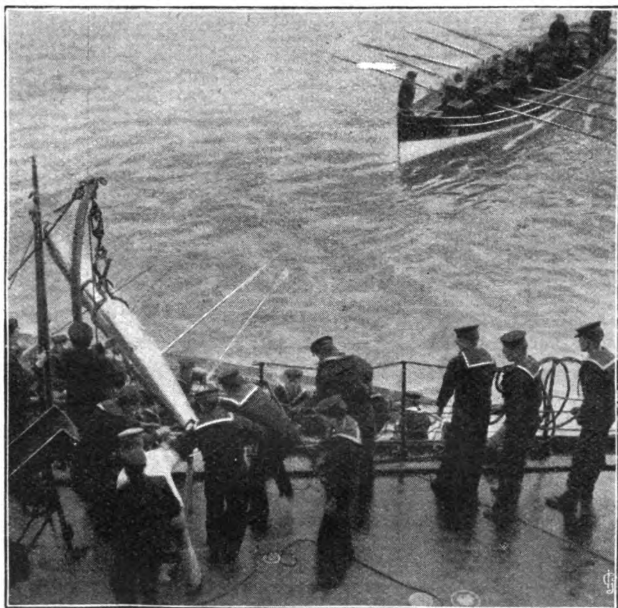
pedo eine Ablenkung durch den seitlichen Wasserdruck. Er ist daher noch mit einer mechanischen Vorrichtung versehen, die ihn zwingt, in die Schußrichtung zurückzukehren. Alle mit Torpedos ausgerüsteten Schiffe, sowie die Torpedoboote haben eingebaute Ausstoß- oder



Zurückbringen eines fehlgegangenen Torpedos. I.

Lancierrohre, aus denen der Torpedo unter gleichzeitiger Inbetriebsetzung seiner Maschine durch Luftdruck oder eine kleine Pulverladung schnell herausgestoßen wird. Das Schiff selbst dient hierbei gewissermaßen als Lafette, da es so gesteuert werden muß, daß das Torpedorohr in die Richtung kommt, in welcher der Torpedo laufen soll. Die Lancierrohre sind im Bug, im Heck und den Breitseiten eingebaut und liegen teils unter, teils über dem Wasserspiegel.

Wesentlich vereinfacht wurde die Oberwasserlancierung durch Einführung der Torpedokanonen. Dies sind in einer Lafette liegende Torpedorohre, die mittschiffs auf Drehscheiben oder um einen Zapfen drehbar aufgestellt



Zurückbringen eines fehlgegangenen Torpedos. II.

sind. Für die Breitseitlancierung durch eine aufzuklappende Schußpforte stehen sie mit Rädern auf Deck oder sie hängen mit einem vorderen und hinteren Tragbügel und Gleitrollen an einer unter Deck angebrachten Transportschiene. Da der Schwerpunkt des Torpedos in seiner vorderen Hälfte liegt, so beginnt er sich zu senken, bevor er das Rohr völlig verlassen hat. Deshalb ist die obere Kante des Torpedorohrs zungenartig

verlängert und dafür gesorgt, daß der Torpedo mittels eines Knaggens Führung in der Nute an der Unterfläche der Verlängerung hat.

Unser Bild, das das Abschießen zweier Geschosse aus zwei Torpedokanonen nach zwei nebeneinander lagernden Schiffen vom Bord eines Torpedoboots darstellt (siehe S. 103) zeigt vorn eine Torpedokanone in Tätigkeit.

Die in Schichau gebauten Torpedoboote der deutschen Marine sind aus Stahl, 30 bis 35 Meter lang, 3 Meter breit und haben einen Tiefgang von 2 Meter. Sie sind für eine Besatzung von 12 bis 24 Leuten eingerichtet; ihr Anstrich ist schmutzig graugrün, um ihr Erscheinen möglichst unauffällig zu machen. Sie haben nur geringe Höhe über Wasser, der vordere Teil trägt ein gewölbtes Deck, und zu beiden Seiten des sehr scharfen Vorderstevens ragen die Ausstoßrohre hervor. Unter dem Walfischdeck befindet sich die Ausstoßvorrichtung und die Luftpumpe, auch sind hier Torpedos und Munition untergebracht. Über diesem Raum liegt der Mannschaftsraum. Im vorderen Turm wird das Boot gesteuert, der hintere enthält eine Handsteuervorrichtung; unter ihm liegt die Kommandantenkajüte. Beide Türme sind mit einer Revolverkanone ausgerüstet. Im Kesselraum arbeitet eine Maschine zur Erzeugung des Unterwindgebläses in der Feuerung, die einen Lokomotivkessel heizt. Der Dampfdruck beträgt 10 bis 12 Atmosphären. Die Maschine ist eine dreizylindrige Verbundmaschine, welche der Schraubenwelle 380 Umdrehungen in der Minute erteilt. Bei der scharfen Form des Bootes kann es mit dieser Maschinenkraft eine Geschwindigkeit von 30 Knoten erreichen. Die Kohlenbunker zu beiden Seiten des Kesselraums bieten der Maschine gegen feindliche Geschosse einigen, aber allerdings nur geringen Schutz. Noch ist

der Dynamomaschine zum Betrieb des Scheinwerfers zu gedenken und des Kaselowskyschen Signalapparats.

Ein Hauptgrundsatz bei Verwendung der Torpedoboote ist das gleichzeitige Aussenden mehrerer derselben



Zurückbringen eines fehlgegangenen Torpedos. III.

zum Angriff, sei es von der Küste aus oder im Schutz eines Geschwaders von größeren Schlachtschiffen. Dieses Manöver hat, zumal Nachts, deswegen Aussicht zu gelingen, weil das feindliche Schiff seine Aufmerksamkeit nicht auf sämtliche angreifende Boote gleichzeitig richten kann; während es sich gegen einige der Boote verteidigt, wird das eine oder andere Boot Gelegenheit finden, seinen Torpedo abzuschießen.

Daß die Panzerung der Schiffe den Schiffsboden frei lassen muß, ist den Torpedos gegenüber ihre größte Schwäche. Da aber das Gesamtgewicht des Panzerdecks und des Gürtelpanzers schon so schwer ist, daß das mit zahlreichen Geschützen schwersten Kalibers und großen Kohlenvorräten ausgerüstete Schiff keine weitere

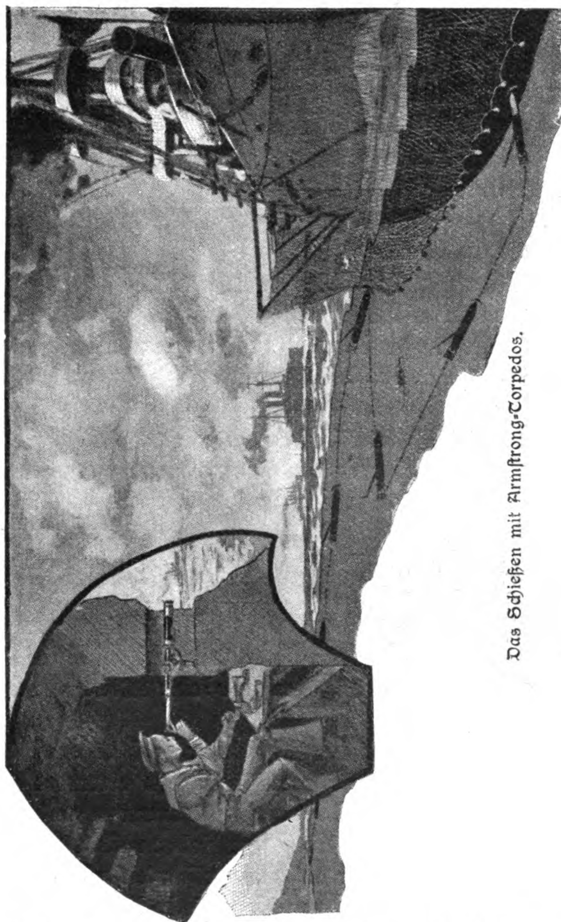


Ans Ufer gespülter Torpedo.

Belastung verträgt, so ist man auf die Idee der Torpedoschutznetze gekommen. Diese aus starken Stahldrahtringen hergestellten Netze werden bei Gefahr an Spieren in einer gewissen Entfernung vom Schiff in solcher Weise angebracht, daß der unter Wasser befindliche Teil des Schiffes vollkommen durch die Netze gedeckt wird. Der heranschießende Torpedo verfängt sich in dem Netze, und die hierbei erfolgende Explosion kann dem Schiff kaum gefährlich werden.

Das Ausbringen und Bergen dieser Netze ist unter

normalen Verhältnissen und bei geübter Mannschaft kein schwieriges Manöver. Doch liegt es in ihrer Be=



Das Schießen mit Armstrong-Torpedos.

schaffenheit, daß sie leicht verrosten, und seitdem die Scherenapparate erfunden wurden, mit denen man den

Torpedo versieht, der mit Hilfe derselben durch die Netze doch vordringt, ist dieses Schutzmittel sehr entwertet.

Einen besseren Schutz gegen Torpedoangriffe gewähren die „Torpedozerstörer“. Es sind dies Schiffe vom Typus der Torpedoboote, die sie jedoch an Mächtigkeit und Schnelligkeit übertreffen. Sie begleiten auch die eigenen Torpedoboote, und heißen deshalb in der deutschen Flotte Divisionsboote. Dieselben sind mit drei Ausstoßapparaten und sechs Schnellladekanonen ausgerüstet.

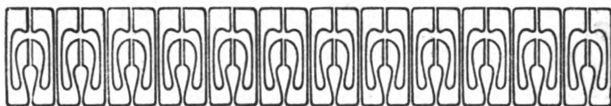
Das wichtigste Verteidigungsmittel der Panzerschiffe sind aber die eigenen Schnelllade- und Revolverkanonen, deren Aufstellung an Bord — zum Teil auf den Gefechtsmasten — so beschaffen ist, daß das Schiff nach allen Richtungen hin feuern kann. Ebenso funktionieren in der Nacht die elektrischen Scheinwerfer, die um eine vertikale Achse drehbar sind und den ganzen Horizont abzusuchen gestatten. Es ist allgemein üblich, daß die Flotten des Nachts „abgeblendet“, das heißt ohne Licht zu zeigen, fahren und ihre Scheinwerfer erst dann gegen die Boote richten, wenn diese in der Dunkelheit auftauchen. Die plötzlich erstrahlenden Lichtmassen der Scheinwerfer blenden die Angeleuchteten nicht wenig, so daß ein sicheres Schießen für eine Weile unmöglich ist.

Aus alledem geht deutlich hervor, daß es den Torpedobooten sehr schwer gemacht ist, zu einem erfolgreichen Schuß auf ein Panzerschiff zu kommen, und daß anderseits die Möglichkeit, von solchen Booten angegriffen zu werden, an die Aufmerksamkeit des Schiffsführers und seiner Leute außerordentliche Anforderungen stellt. Sehr bedenklich kann sich dies Verhältnis zu Ungunsten der Panzerschiffe verschieben, wenn die in der

britischen Marine jetzt zur Einführung kommenden Armstrong-Torpedos den Erwartungen entsprechen, die in der englischen Presse laut werden.

Bei diesem Geschoß kommt die drahtlose Telegraphie zur Anwendung. Elektrische Wellen regeln den Lauf des abgeschossenen Torpedos, und der seine Spur mit dem Fernrohr verfolgende Schütze ist in der Lage, je nach Bedarf die Richtung des Geschosses noch im Laufe zu ändern, wie unser letztes Bild es veranschaulicht.





Mutter Lea.

Eine heitere Geschichte. Von Jenny Limburg.



(Nachdruck verboten.)

Peter und Lea waren ein junges Paar. Sie lebten in Glück und Behagen, denn sie hatten keine Nahrungssorgen. Ihr Herr, der alte verwitwete Baumeister Rellbock, sorgte in ausgiebigem Maße für ihre Bedürfnisse, deren materielle Befriedigung seiner Wirtschafterin, der rührigen Frau Fleck, oblag.

Peter und Lea waren ein prächtiges Paar. Wo sie erschienen, erregten sie Bewunderung.

Sie waren von der gleichen kaffeebraunen Farbe, hatten glänzende, samtweiche Felle und lange, hängende, breitlappige Ohren. Aus schmalen Köpfen blickten lebhafte, kluge Augen, die kurzen krummen Beine trugen leicht die biegsam schlanken, langgestreckten Leiber mit den dünnen Ruten.

Dieser genauen Schilderung wird wohl jeder aufmerksame Leser entnehmen, daß es sich nicht um ein Menschenpaar handelt, sondern um ein Dackelpaar.

Peter stammte aus dem Böhmerlande. Ob von deutschen oder tschechischen Eltern, konnte nicht ermittelt werden. Wahrscheinlich aus einer Mischehe. Das ergab

sich erstens daraus, daß er beide Idiome beherrschte und sowohl auf deutsche als auf tschechische Rufe hörte. Es ergab sich ferner aus seinem Stammbaum: sein Vater hieß Michel, seine Mutter Bozena, sein Großvater Wenzel, seine Großmutter Nanerl.

Daß Lea dagegen dem Süden entsprossen war, glaubte man ihrem Herrn aufs Wort, auch ohne daß er ihren Stammbaum vorwies, denn Lea zeigte ein echt südliches Temperament. Sie war doppelt so beweglich als ihr Männchen. Bis Peter sich einmal umdrehte, tat sie es zweimal. Bis er auf den Ruf seines Herrn sich auf die kurzen krummen Beine stellte, sprang sie dem Baumeister schon auf den Schoß. Wenn Peter fremde Leute bloß ankläffte, bellte sie mit ganzem Lungenaufwand. Wurden beide von ihrem Herrn auf einen Spaziergang mitgenommen, trabte Peter fein manierlich neben oder hinter dem alten Baumeister einher, Frau Lea aber tänzelte flott, umhüpfte und umsprang ihn und ihren Peter bald rechts, bald links, zerrte und zupfte respektlos an den langen Ohrlappen ihres Eheherrn, bis es ihr gelang, den ruhigen, wohlerzogenen Philister in eine regelrechte Balgerei zu verwickeln, welcher schließlich der Stecken des Herrn Rellbock ein unrühmliches Ende machen mußte.

Hierbei zog zumeist der unschuldige Peter den kürzeren. Denn knapp im letzten Augenblick, bevor der Spazierstab ihr blankes Fell streifte, pflegte Lea aalgleich zu entschlüpfen, und der ihr zugedachte Hieb saß auf dem Rücken des armen Peters. Mit hinterlistig schadenfrohen Augen schielte sie aus sicherer Entfernung ihr heulendes Männchen an. So charakterlos war sie. Ein rechter Ausbund.

Aus alledem ist zu ersehen, daß die Erhaltung des ehelichen Friedens einzig und allein Peters Verdienst

war. Trotzdem war sie, da sie ihm gehörig schmeicheln konnte, viel mehr, als der gesetzte Peter, des Baumeisters erklärter Liebling.

Peter trug sein Los würdevoll wie ein Philosoph. Diese schöne Ruhe verließ ihn bloß in Fällen, wo er Ursache zur Eifersucht erhielt. Und die erhielt er zur Genüge. Lea war nämlich sehr gefallsüchtig. War ein fremder Hund in Sicht, scharwenzelte sie so lange um ihn herum, bis sie seine Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte.

Vergebens knurrte Peter. Sie scharmuzierte mit jedem hergelaufenen Köter. Wohl flüchtete sie, wenn der Bewunderer zudringlich wurde, unter Peters Schutz, denn im Grunde meinte sie es nicht ernst mit ihrer Gefallsucht. Sie wollte sich bloß ein wenig unterhalten und fühlte sich nie wohler, als wenn sie von einer ganzen Schar von Verehrern umgeben war.

Wurde die Sache aber dem Peter zu bunt, so fuhr er wütend in seine Rivalen ein, schnappte und biß um sich, bis er sie vertrieb. Vergnügt zog dann Lea mit dem sieghaften Männchen heimwärts und tat sehr zärtlich mit ihm.

Also war Lea beschaffen, und der gute Peter fand sich darein. Er sagte es zwar nicht, denn er konnte nicht sprechen; aber sicherlich dachte er es im stillen: „Da kann man nichts machen. Sie ist eben eine heißblütige Italienerin.“ Und er horchte gerührt, wenn sein Herr irgend einem Bekannten die Geschichte seiner und Leas Begegnung erzählte. Die war aber auch romantisch genug. Eine echte, rechte Liebesidylle.

In Arco war es gewesen, in dem sonnigen südtirolischen Winterkurort, in dem Magnolien-, Oliven- und Lorbeerbäume ihren Schatten warfen, Fächer- und Phönixpalmen und Aloen von ihrer tropischen Heimat

raunten und flüsterten, dunkle Zypressen rauschten und goldgelbe Zitronen schimmerten. Dort hatte sich Peter im letzten Winter mit seinem Herrn aufgehalten, der an einem hartnäckigen Luftröhrenkatarrh litt. Der Baumeister war mißmutig. Kein Stammcafé, keine Schachpartie, keine Pfeife. Alles, was seit Jahren sein Leben schön, behaglich und lebenswert gestaltete und woran er mit Leib und Seele hing, war ihm durch die Ärzte entzogen worden. Dafür mußte er täglich so und so viele Stunden in der freien Luft sein, sich bei der Kurmusik langweilen, essen, was sein Magen in sich fassen konnte, und endlose Spaziergänge machen, ohne ein Wort zu sprechen.

Auf solch einem einsamen Wege war es gewesen, daß Peter zum ersten Male auf seine Lea stieß. Hinter dem reichvergoldeten Parkgitter einer vornehmen Villa lag sie langgestreckt auf dem weißen Kies und ließ ihr blankes braunes Fell von der lieben Sonne bescheinen, daß es nur so glänzte und spiegelte.

Sie sehen und lieben, war für Peter eins. Unruhig lief er an dem Gitter entlang und suchte einen Spalt, um hindurchzuschlüpfen. Vergebens.

Auch der Baumeister war stehen geblieben. Überrascht wanderten seine Augen von seinem Peter zu dem fremden Dackelweibchen und wieder zurück. Welch eine Ähnlichkeit! Dieselbe tiefbraune Kaffeefarbe, dieselben mandelförmig geschnittenen, feuchtschimmernden Braunaugen, dieselbe Körperlänge. Nur eine gewisse Zartheit der Knochenbildung bei dem Weibchen unterschied sie voneinander.

Sie schien noch sehr jung zu sein. Herr Rellbock konnte das alles genau wahrnehmen, denn auch das Dackelweibchen war herbeigelaufen, angelockt durch den bellenden Rassengenossen. Und nun beschnüffelten sie

einander, soweit es das neidische Gitter zwischen ihnen zuließ.

„Lea!“ rief eine heisere Frauenstimme hinter dem Rhododendron- und Lorbeergebüsch.

Lea kümmerte sich nicht darum und blieb ruhig am Gitter stehen. Sie war ganz versunken in Peters Anblick.

„Lea!“ rief die Frauenstimme noch einmal und schon etwas näher.

Das Dackelweibchen wandte den schmalen Kopf ungeduldig nach der Seite, als ob es sagen wollte: „Ich bitte, mich nicht zu stören. Hab' jetzt was Besseres zu tun.“ Und sie unterhielt sich weiter mit ihrem neuen Verehrer.

Da kam die Herrin hüstelnd heran. Es war eine hochgewachsene Matrone mit grauen Haaren, die sich glattgescheitelt um das ovale bräunliche Gesicht legten. Sie trug einen losen grauen Flanellschlafrock, hemdartig ohne jeden Faltenwurf genäht, und sah sehr erhitzt aus, da sie eben auf ihrem Strecksessel der Sonnenkur obgelegen hatte. Durch Leas Verschwinden besorgt, hatte sie sie unterbrochen.

Wie viele Väter und Mütter durch ihre Kinder rasch Bekanntschaften schließen, so der Baumeister Rellbock und die Hofrätin Mell durch ihre Dackel. Er grüßte und stellte sich vor, sie dankte freundlich. Dann begannen sie, einander Annehmlichkeiten zu sagen. Jeder lobte des anderen Dackel.

Der Baumeister folgte mit seinem Peter der Einladung der Hofrätin und ließ sich auf eine Weile in ihrem sonnigen Palmen- und Orangenhain nieder.

Sie klagten einander ihre körperlichen Zustände und empfahlen selbsterprobte Mittel. Selbstverständlich siegte die weibliche Überredungskunst. Frauen sind geborene

Ärzte. Mit leidenschaftlicher Überzeugung pries die Hofrätin einen sogenannten Holztee an, den sie statt des Wassers tagüber trinke; auch die von ihr gepflegte Sonnenkur. Doch bestand sie darauf, daß sie in Flanell oder sonst in einem Wollstoff vorgenommen werde.

„Denn wissen S', Herr Baumeister, so wie das kranke Tier sich einfach in die Sonne legt, um gesund zu werden, so muß es auch der Mensch tun, der ja auch nicht viel anderes ist als ein zweibeiniges Tier. Und nicht einmal das bessere. Da uns aber das haarige Fell fehlt, müssen wir uns halt eins überziehen. Der wollige Stoff hindert einerseits die Sonnenstrahlen, die empfindliche Menschenhaut zu versengen, anderseits aber saugt er die Lichtwärme in sich auf und führt sie konzentriert den edlen inneren Organen zu."

So verfocht sie ihre flanellene Sonnenheilmethode und ließ erst locker, als sie den Baumeister auch dafür gewonnen hatte.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehrten sie zu ihrem Ausgangsthema zurück, zu den Hunden. Mit aufleuchtendem Blick wies die Hofrätin auf die beiden Dackel hin, die sich in seligem Übermut im grünen Rasen wälzten, und sagte: „Das gäb' ein Paar und ein Dackelgeschlecht, an dem man seine Herzensfreude hätt'. — Was, Herr Baumeister?"

Herr Rellbock stimmte zu und meinte heiter: „Ich hätt' nichts gegen eine Verbindung des jungen Paares einzuwenden. Wenn Frau Hofrätin auch einverstanden sind, setzen wir gleich die Vertragspunkte auf."

„Die wären?" fragte die Hofrätin gespannt.

„Sie geben mir und Peter ihre hübsche Lea mit. Dafür verpflicht' ich mich, das erstgeborene Dackelpärchen, das aus dieser Verbindung hervorgehen sollte, Ihnen zu überlassen."

Die Augen der Hofrätin blinzelten, als ob sie zu scharf ins Licht gesehen hätte. Ein Dackelpaar! Das war seit langer Zeit ihr innigster Wunsch. Allein sich von ihrer Lea trennen — das war auch keine kleine Zumutung. Sie hatte sie vor drei Monaten in Neapel einem Lazzarone, der Gott weiß wie in ihren Besitz gelangt war, um zehn Lire abgekauft und das schmiegsame Tierchen sehr liebgewonnen, trotzdem es ihr eigentlich viel zu schaffen gab. — Aber ein Dackelpärchen, das wäre noch viel, viel schöner. Das wäre geradezu wundervoll.

Sie versuchte den Handel zu ihren Gunsten zu wenden. „Wie wär's, Herr Baumeister, wenn wir's umgekehrt machten? Lassen Sie Ihren Peter hier!"

Dagegen verwahrte sich der alte Herr aber mit aller Entschiedenheit. Der Dackel sei das letzte Geschenk seiner vor zwei Jahren verstorbenen Frau, und schon aus Pietät hänge er an dem Tier. Übrigens sei es geheiligte Sitte, daß das Weib dem Manne zu folgen habe. Und was beim Menschen als richtig gelte, dürfte wohl auch beim Tier Anwendung finden. Die Frau Hofrätin möge sich die Sache bis morgen um diese Stunde überlegen. Da werde er mit seinem Peter wieder vorsprechen und für ihn neuerdings um Lea anhalten.

Der Zwiespalt, in dem die Hofrätin zurückblieb, war groß. Wohl war sie für den vielverheißenden Plan Feuer und Flamme. Allein das Opfer, das von ihr verlangt wurde, war doch zu schwer. Wenn ihre Lea wenigstens in der Nähe bleiben könnte. Aber so weit weg, nach Wien!

Als der Baumeister nächsten Tags mit seinem Peter zur Brautwerbung eintraf, war die Hofrätin noch immer unentschlossen. Je mehr sie nachsann, desto zäher ge-

staltete sich zwar ihr Wunsch nach dem Besitz eines Dackelpärchens, und im Geiste sah sie sich schon von einem zahlreichen blühenden Dackelgeschlecht umgeben. Dann erwog sie aber, ob die sichere Lea nicht doch besser wäre, als die wohl mögliche, immerhin aber nicht ganz sichere junge Generation.

Endlich machte der Baumeister ihren Zweifeln ein Ende. Er schlug vor, Lea auf ein Probejahr mitzunehmen. Sollten die in dem Abkommen fußenden Bedingungen nicht erfüllt werden, würde Lea dann wieder in den Besitz ihrer Herrin übergehen.

Da zögerte denn die Hofrätin nicht länger und willigte ein. Es ward ein regelrechter Vertrag in zwei Abschriften aufgesetzt und gegengezeichnet; auch wurde beiderseits eine letztwillige Verfügung eingeschaltet, daß im Falle des Ablebens des einen Vertragschließers beide Dackel dem anderen gehören sollten.

Stolz wie ein Staatsmann, der ein wichtiges Bündnis abgeschlossen hatte, zog der Baumeister mit den beiden Dackeln ab.

Der Abschied der Hofrätin von ihrer Lea war rührend. Mit feuchten Augen band sie ihr ein schönes rotes Band um den Hals und herzte und küßte sie. Dann sah sie der Abziehenden nach, bis sie um die Straßenecke verschwunden war.

Lea hingegen zeigte keinerlei Scheideweh. Es erwies sich nicht einmal als nötig, sie an die Leine zu nehmen. Wie hypnotisiert folgte sie Peters Spuren.

Peter trabte mit selbstbewußter Besitzermiene einher. Gleich von der ersten Stunde an bewies er, daß er seine jungen Eheherrnrechte zu wahren wisse. Kein fremder Hund durfte seinem hübschen, schlanken Dackelweibchen nahen. Keck fiel er sogar einen großen Neufundländer an, der sich durch sein zorniges Bellen nicht

fernhalten ließ. Und es wäre ihm schlimm ergangen, wenn sein Herr ihm nicht mit dem Rohrstock zu Hilfe gekommen wäre.

Frau Fleck, des Baumeisters ältliche Wirtschafterin, war nicht sehr erbaut, als ihr Herr mit dem Familienzuwachs eintraf. Das ließ sich aber der alte Herr nicht weiter anfechten, denn die temperamentvolle Lea hatte sich seine Gunst im Flug erobert. Nichts konnte sie daraus verdrängen, nicht einmal die vielen Plackereien, die ihm aus ihrem Besitz erwuchsen.

Für Peter aber begann ein wahres Märtyrertum.

Für alles Unschöne und Unrechte, das seine Lea im Hause beging — und der Wahrheit die Ehre, sie beging viel — ward er mitverantwortlich gemacht.

Lea schien keine sehr gute Erziehung erhalten zu haben, oder überhaupt schlecht veranlagt zu sein. Sie befand sich ganz und gar jenseits von Gut und Böse.

Der Unterschied zwischen Mein und Dein war ihr jedenfalls gänzlich fremd. Auch kannte sie nicht den kostspieligen Wert guter Kleider und Einrichtungsstücke. Sie stahl, was sie irgendwie erreichen konnte: Fleisch, Eier, Obst, auskühlende Mehlspeisen, überhaupt allerlei Schleckereien von Gang- und Küchenfenstern, verschleppte, zerriß und zerbiß Schuhe, Stiefel, Kleider, Möbel, Teppiche. Da sie sich aber sehr selten erwischen ließ, man hingegen Peter häufig an Ort und Stelle herumschnüffeln oder hinter ihr einhertrotten sah, hielt man in vielen Fällen ihn für den Missetäter und Dieb, zumindest für den Aufpasser und Hehler. Ihm strich man daher aufs Kerbholz, was von Rechts wegen Lea gebührt hätte.

Was half ihm alles Heulen und Winseln? Seine Beteuerungen, daß er bloß als Warner und Abmahner gewaltet hatte, wurden von den Rächern nicht verstanden. Ihn hatte man, seine Mitschuldige war ent-

wischt. Und bekanntlich kann man keinen Hund prügeln, den man nicht hat.

Gelangte er endlich zu seiner Lea, erblühte ihm eine neue Enttäuschung. Denn während an ihm die ungerechte Lynchjustiz geübt worden war, hatte sein liebes Weibchen ihren Raub allemal in irgend einem geschützten Schlupfwinkel vollends verschmaust. Nicht einmal Knochen ließ sie ihm übrig. Auch die zernagte sie mit ihren gesunden Zähnen.

Und doch trug Peter seiner Lea nichts nach. Er hatte eben ein lammfrommes Gemüt, oder er liebte sie zu sehr.

Frau Fleck aber durchschaute sie gründlich. Sie nannte sie nicht anders als die „heimtückische Italienerin“ und bedauerte Peter oft wegen seines nichtswürdigen Weibchens.

„Ja, ja, bei den Tieren ist's halt gerad' so wie bei den Menschen,“ pflegte sie zu sagen. „Die bravsten Männer haben die nichtsnutzigsten Weiber und die ärgsten Männer die besten Frauen. Ja, ja, es ist halt schon so im Leben.“ Sie sagte das mit vieler Empfindung, denn der letztere Fall war ihr Los gewesen. Sie hatte durch ihren Seligen viel Kummer und Sorge gehabt. —

Bald wurde der Baumeister durch Lea in ernste Mißhelligkeiten gebracht. Ihm als dem Hausherrn konnte die Wohnung natürlich nicht gekündigt werden, dafür aber sagten ihm zwei seiner größten und ältesten Mietsparteien auf.

Um sich die guten Mieter zu erhalten, beschloß er, selber auszuziehen. Ohnehin war ihm die Wohnung seit dem Tode seiner Frau verleidet, und nur aus Bequemlichkeit oder Gewohnheit hatte er sich nicht zu dem Entschluß aufraffen können, sie zu verlassen. Nun aber

tat er es und führte einen langgehegten Plan aus, nämlich nach Hietzing zu übersiedeln. Draußen in der Auhofstraße stand eine von ihm erbaute kleine Villa. Vor zehn Jahren hatte er das freundliche Halbstockhäuschen für eine verwitwete Generalin mitten in einen Blumengarten hineingezaubert; im letzten Winter war die Eigentümerin gestorben, und ihre zwei Söhne, Offiziere, der eine in Südungarn, der andere in Galizien stationiert, wollten das kleine Landhaus gern verkaufen. Der Baumeister erwarb es billig zurück und zog nun mit Wirtschaft und Dackeln hinaus ins Grüne. Hier in der halbländlichen Umgebung, wo ihr Leas übersprudelndes Temperament weniger zu schaffen gab, gewöhnte sich Frau Fleck denn auch allmählich an sie, ja, es kam die Zeit, wo sogar sie für die „Italienerin" warm wurde.

Und das geschah folgendermaßen.

Schon während der ersten Sommermonate war Lea etwas ruhiger geworden. Sie sah Familienfreuden entgegen. Pflichtschuldigst meldete es der Baumeister der Hofrätin, die schon ungeduldige Briefe geschrieben hatte, nun aber hocherfreut war. Sie sandte für Lea aus Igls bei Innsbruck, wo sie übersommerte, ein eigenhändig gesticktes Hundedeckchen und eine große Schachtel voll der feinsten englischen Hundekuchen.

Leider sollten alle gehegten Wünsche und Erwartungen bitter getäuscht werden.

Lea warf drei Weibchenjunge. Und wie es auf dieser Welt nun einmal so ungerecht zugeht, daß die weiblichen Erdenpilger bei ihrem ersten Erscheinen nie so willkommen geheißen werden als die männlichen, so auch bei den Hunden. Hier sogar noch ärger. Niemand wollte Leas kleine Töchterchen haben — nicht einmal geschenkt. Vierzehn Tage später gab der Baumeister

Befehl, die Jungen im Wienfluß zu ertränken. Das geschah denn auch, aber bloß mit zweien. Des dritten nahm sich die zufällig anwesende Schwester der Frau Fleck an, eine Hausbesorgerin aus Preßbaum.

Nach dem Verschwinden ihrer Jungen blieb Lea in unsagbar gedrückter Stimmung zurück. Sie verschmähte jede Nahrung, irrte stundenlang herum, beroch den Boden nach allen Seiten, und da sie Neigung zum Durchgehen zeigte, wurde sie eingesperrt gehalten.

Dennoch entschlüpfte sie am nächsten Morgen in einem unbewachten Augenblick und verschwand. Vergebens suchte man sie bis zum späten Abend mit Peters Hilfe. Am Wienfluß, dort, wo man die zwei Jungen ins Wasser geworfen hatte, irrte und schnüffelte Peter am längsten herum. Hier verlor sich aber die weitere Fährte.

Mißmutig saß Herr Rellbock zwei Tage später mit seiner Pfeife auf der Veranda seines Hauses. Vor ihm lag die briefliche Antwort der Hofrätin auf sein letztes Schreiben, in dem er um eine Terminverlängerung angesucht hatte. Sie bewilligte sie zwar, doch nur mit schwerem Herzen, wie sie schrieb, da ihr nach Lea schon sehr bange war. Als endgültigen Zeitpunkt zur Erfüllung der Vertragsbedingungen oder der Rückgabe Leas setzte sie nun den 1. August des nächsten Jahres fest. Auf eine weitere Verschiebung wollte sie sich keinesfalls mehr einlassen.

Der Baumeister paffte in der ärgsten Brummbaßstimmung vor sich hin.

Das war ein rechtes Pech mit der Lea! Erst die Enttäuschung mit den Jungen, dann ihr Verschwinden. So ein tolles Vieh! Dieses Entweichen, nachdem sie nun drei Vierteljahre Zeit gehabt hatte, sich einzugewöhnen, war doch der ärgste Streich unter den vielen, die sie

schon begangen hatte. Kein Verlaß auf diesen Kalfakter, dachte er ärgerlich. Was wird die Hofrätin sagen, wenn sie's erfährt!

Der Briefträger unterbrach seine verdrießlichen Betrachtungen. Er brachte eine Postkarte.

Diese lautete:

„Hochwollgeborne gnedige Herr!

Die Lea is heint frieh ankummen, gonz verwüldert, beschmirt und hungerik und kan sich nit riehren. Grose Freid mit kleine Tea, leckt die Tea in eimfurt. I gib ihr zum Fressen, den sie is ganz von Fleisch gfalln. Hätts glei schriben, hobs aber ollweil so gnedig mit dera Orbeit. Solls mei Ferdl hambringa — die Lea?

Mit hankus ergebenste Barbara Nottig."

Urplötzlich war des Baumeisters schlechte Stimmung verflogen. Er pfiff seinem Peter, der still im Winkel kauerte und seinen Herrn unverwandt ansah, und eilte trotz der späten Nachmittagsstunde zur Stadtbahnstation. „Vorwärts, Peter! Komm zur Lea, diesem Sappermentsviecherl!" sagte er unterwegs gutgelaunt zu seinem Dackel. Und Peter sprang freudig an seinem Herrn empor, als ob er ihn verstanden hätte.

„Ja, ja, Alterchen, das ist ein Tausendsassa, deine Lea! So ein gescheites Mordsviecherl gibt's weit und breit nicht," fuhr der Baumeister fort.

Bald darauf gab's ein frohes Wiedersehen, ein Bellen, ein Springen, ein Herumjagen, ein Schweifwedeln. Wie toll vor Freude irrte Lea zwischen ihrem Herrn, ihrem Peter und ihrem Jungen hin und wieder.

Der Baumeister hob das aufgeregte Tier auf seinen Schoß und streichelte den abgemagerten Körper. Ein Weilchen leckte Lea ihres Herrn Gesicht und Hände, dann aber zappelte sie so lange, bis er sie wieder zu ihrem Jungen hinunterließ.

Alle Bewohner der Villa umstanden die Gruppe und besprachen das Ereignis. Anderthalb Tage war Lea herumgeirrt, bis sie die sichere Spur ihres Jungen entdeckt hatte. Zu Tode erschöpft, winselnd und keuchend war sie an der Gartenpforte erschienen. Die Kinder fürchteten sich vor der verwahrlost aussehenden Hündin, die mit heraushängender Zunge, lechzend und schnaufend, Einlaß heischte, bald an der Gartenpforte herumkratzte, bald durch das Gitter schlüpfen oder es überklettern wollte. Man jagte sie mit Stecken und Steinen fort. Alles Scheuchen aber half nichts. Immer wieder kroch Lea heran, bis die Hausbesorgerin auf den Lärm herauskam, sie erkannte und einließ. Ein Wunder war es, daß sie weder von den Knechten des Wasenmeisters, noch sonst von Unberufenen eingefangen worden war.

Herr Rellbock beschloß, sie einige Zeit bei ihrem Jungen zu lassen und erst dann abzuholen, bis sie sich ihm leichter entwöhnen würde.

Als er sich mit Peter auf den Weg zur Station begab, lief Lea aufgeregt ein gutes Stück mit, blieb mehrmals stehen, blickte bellend nach dem Garten zurück, in dem ihr Kleines noch ziemlich unbeholfen trippelte, dann folgte sie den sich Entfernenden. Schon glaubte der Baumeister, daß ihre Anhänglichkeit an ihn und Peter dennoch größer wäre als ihre Mutterliebe, da sah er sich in seinen Erwartungen getäuscht. Bei einer Wegbiegung blieb Lea stehen, und als sie das Haus, das ihr Junges barg, nicht mehr sah, ging's in gestrecktem Lauf zurück.

Peter machte Anstalten, ihr zu folgen. Auf einen scharfen Pfiff aber kam er mit eingezogenem Schweif und gesenktem Kopf zurück und folgte zögernd seinem Herrn. —

Drei Tage später geschah wieder etwas Unerwartetes. Abermals traf eine Karte von Frau Nottig ein:

„Wollgeborene gnedige Herr!

Die Lea is furt. Furt mitsamt die Tea. Die Summerherrschaftn in Haus manen, sie is nit herkummen um zu Bleibn, sundern sie is herkummen um das Junge zu hollen und Sie is ham mitsamt die Tea. I mans a. Drei junge Herrschaftn aus die Augustenvilla sein mit mein Ferdl furtgeradelt, um Lea und Ihr klans zu suchn. Mir wissen nit, ob sie's findn tun. I hobs mit die Orbeit ollweil gnedig, sunst tät i a suchn.

Mit hankus ergebenste Barbara Nottig."

Wieder wurde alles aufgeboten, um Lea zu suchen. Der Baumeister mietete ein halbes Dutzend Buben, die mit Feuereifer an die Sache gingen. Ein jeder wollte den guten Finderlohn erwerben. Alle Wiener Abendblätter brachten die Verlustanzeige des Herrn Rellbock nebst einer ansehnlichen Lohnverheißung.

Noch zwei Personen beteiligten sich an der Expedition: Frau Fleck, die durch Leas Mutterliebe und Hundetreue tief gerührt war, und Tonerl Linzer, der zehnjährige Sohn des Hofphotographen gegenüber, der zu Leas ergebensten Freunden gehörte.

Die Wege, Wiesen und Wälder zwischen Hütteldorf und Purkersdorf widerhallten von Pfiffen und Rufen nach Lea. Alles vergebens. Erst am zweiten Vormittag blinkte ein Lichtstrahl.

Jener Trupp der Lea-Expedition, der unter der persönlichen Führung des Baumeisters stand und Peter und Tonerl zum Vortrab hatte, fand eine Spur, eine bloß schwache, aber immerhin etwas.

Es war eine zerzauste und eingedrückte Stelle im Grummet eines Heuschobers, der am Waldessaume bei Weidlingau stand. Der unaufhörlich schnüffelnde Peter

hatte die Suchenden hingeführt, beroch die Stelle laut schnaufend und zerwühlte sie, als ob er seine Lea darunter hervorkratzen wollte.

Hier mußte diese mit ihrem Jungen gerastet, vielleicht auch genächtigt haben. Der klugen Hündin war es wohl zuzumuten, daß sie bei eingetretener Müdigkeit ihres Jungen in dem abseits gelegenen Heuschober Schutz gesucht hatte.

Die weitere Fährte führte durch den Wald. Ein neuer Beweis von Leas Verschlagenheit. Wo es nur anging, schien sie die belebten Wege und Straßen zu meiden.

In der Nähe von Hütteldorf, im Ufergebüsch des Wienflusses, stießen sie auf eine zweite Raststelle.

Hier aber verlor sich jede weitere Spur.

Hatte Lea die infolge der Dürre sehr seichte Wien übersetzt, oder war sie vom Schicksal ereilt und eingefangen worden? Wer konnte das wissen?

Die Mitglieder der Expedition äußerten die schlimmsten Befürchtungen. Jede Hoffnung ward aufgegeben. Tonerl Linzer weinte heiße Tränen, während er neben Peter, der auch Kopf und Schweif hängen ließ, einhermarschierte. Müde und abgespannt gab der Baumeister gegen sechs Uhr Abends die Suche auf und fuhr mit seinem Forschertrupp heim. Infolge der anstrengenden Märsche der zwei Tage stellten sich heftige Schmerzen in seinen rheumatischen Beinen ein.

Brummend und fluchend saß er in seinem von Tabaksqualm erfüllten Wohnzimmer und schimpfte über seine dumme Weichherzigkeit, die ihn vor fünf Tagen gehindert hatte, den verwünschten Teufelsbalg einfach an die Leine zu nehmen und mit nach Hause zu schleppen. Einige Tage später würde sie sich schon beruhigt haben. So aber waren äußerst geringe Aussichten vorhanden,

daß Lea bei all ihrer Durchtriebenheit den Unbilden des weiten Weges standhalten und glücklich heimfinden würde.

Mit der noch unbeholfenen Tea konnte sie bei herannahender Gefahr unmöglich so rasch und so sicher entwischen wie auf dem Hinweg, da sie allein gewesen war. Die Strecke wimmelte von Fuhrwerken aller Art, von anständigen, aber auch von verdächtigen Fußgängern, Hausierern und Bettlern. Leicht konnte sie mit ihrem Jungen von einem Fuhrknecht oder Strolch eingefangen und mitgenommen worden sein, wenn sie nicht gar den Wasnerknechten in die Schlinge gelaufen war. Denn sie war auch ohne Maulkorb.

Es war nur gut, daß sich um acht Uhr der Hofphotograph Linzer, der Nachbar des Baumeisters, zur Schachpartie einfand. Nachdem er Leas Klugheit und Muttertreue gebührend bewundert und dem Baumeister anläßlich ihres Verlustes sein Beileid ausgedrückt hatte, begannen die Herren ihr Spiel, und beim Schach vergaß der Baumeister auch wirklich seinen Kummer um Lea.

Gegen zehn Uhr, als Herr Rellbock eben das Schachbrett umstülpte, um die Figuren wieder einzuräumen, hob Peter plötzlich den Kopf, spitzte die Ohren und horchte. Unter heftigem Gebell lief er gleich darauf zur Tür und kratzte eifrig daran.

„Was hat nur der Kerl?“ fragte Herr Rellbock und stand auf, um zu öffnen.

Lautes Gekreisch von Frauenstimmen unterbrach ihn. „Herrjeh, die Lea! Herr v. Rellbock, die Lea ist da!“ schrie die Haushälterin und riß die Zimmertür auf.

Lea! — Sie war es wirklich, die Vielgesuchte!

Mit gesträubtem Fell, blutend und kotbespritzt, trabte sie herein, im Maul ihr Junges tragend.

Als ob sie etwas apportiert hätte, kroch sie auf dem Bauch zu ihrem Herrn, ließ ihr Junges aus der Schnauze und lag winselnd und am ganzen Körper zitternd vor ihm. Sie atmete kurz und keuchend, und die Zunge hing ihr weit heraus. Und erst die Augen! Der Baumeister behauptete später, den Ausdruck dieser Augen nie wieder vergessen zu können. Ein solcher Schmerz lag darin.

Er bückte sich und sah, daß das Junge tot war. Mitleidig streichelte er die Hündin und gab ihr zärtliche Worte: „No, sei ruhig, meine kleine Lea! Mach dir nichts draus! Sei ruhig, meine brave Lea, es ist schon wieder gut, ist schon wieder gut!"

Das Streicheln ließ sie sich gefallen. Als er ihr aber das tote Junge, das sie zwischen ihren Vorderpfoten hielt, wegnehmen wollte, schnappte sie nach seiner Hand.

„Sapperlot! Da schaut's her! So was hat sie noch nie getan!" sagte er verwundert.

„Meiner Treu, selbst bei den ärgsten Hieben nicht," bestätigte Frau Fleck. „Jerum, jerum, das arme Tierl!"

Keuchend und winselnd lag Lea und leckte unaufhörlich ihre kleine tote Tea, als ob sie hoffte, sie dadurch wieder zum Leben zu erwecken. Häufig wandte sie den Kopf wie klagend nach ihrem Herrn hin. Dann versuchte sie mit Schnauze und Vorderpfoten ihr Junges auf die Beine zu stellen. Als sie aber merkte, daß das tote Tierchen nicht stehen konnte und immer wieder haltlos zusammenknickte, begann sie wieder zu heulen, ergreifend, nervenerregend.

Immer wieder versuchte sie es, leckte, schob und hob das tote Hündchen, drehte es hastig herum, in dem leidenschaftlichen Bemühen, es zu beleben — und immer wieder stieß sie, wenn ihr die Erfolglosigkeit zum Bewußtsein kam, ein erschütterndes Klagegeheul aus.

„Wer mir noch einmal sagt, daß so ein Tier keine Seele hat, der kriegt von mir Grobheiten," knurrte der Baumeister. „Die treibt's ja wie ein Mensch."

„Noch ärger, denn so hab' ich noch keine Mutter gesehen," behauptete der Hofphotograph Linzer.

Herr Rellbock wandte sich ab und verließ das Zimmer. Er konnte es nicht länger mitansehen. Peter umkreiste seine Lea und das tote Junge unruhig und verwirrt und beschnüffelte sie unter Bellen.

Die Hündin ließ alle Leckerbissen, die man ihr hinschob, unberührt. Bloß ihren Durst löschte sie. Allein so gierig sie trank, wandte sie doch alle Augenblicke den Kopf nach ihrem Jungen, ängstlich besorgt, ob man es ihr nicht wegnahm. Alles Rufen, Locken und Schmeicheln war umsonst. Sie gab es nicht her, war auch nicht von der Stelle zu bringen. Schließlich mußte man ihr dort im Zimmer ein Lager herrichten.

Wie es gekommen war, ob Tea gebissen oder durch einen Steinwurf getötet worden war, erfuhr man nicht. Vielleicht war sie durch Überanstrengung verendet. Lea heulte und winselte die ganze Nacht hindurch. Der Baumeister konnte kein Auge schließen. Und doch erlaubte er nicht, daß sie in eine entfernte Kammer gebracht wurde.

Dreimal stand er auf, um nach dem klagenden Tier zu sehen. Jedesmal fand er sie neben ihrem toten Jungen hingestreckt, es leckend und herumwendend.

Wenn der flackernde Kerzenschein auf sie fiel, knurrte sie; erkannte sie aber ihren Herrn, legte sie den Kopf mit den unsäglich traurigen Augen auf den kleinen reglosen Tierkörper und schlug mit dem dünnen Schweif den Boden.

So hielt Lea Totenwacht bei ihrem Jungen.

Am nächsten Morgen war ihre Erschöpfung so groß,

daß sie willenlos alles mit sich geschehen ließ. Der Baumeister hob sie auf sein Knie, öffnete ihr die Schnauze, während Frau Fleck ihr süßen Milchkaffee eingoß. Auch einige geweichte Semmelbrocken mußte sie schlucken. Dann badeten und wuschen sie sie, und da zeigten sich mehrere von Bissen und Steinwürfen herrührende Wunden.

Arme Lea, die du sonst so wohlbehütet lebtest wie das feine Schoßhündchen einer Prinzessin — was für Gefahren und Unbill mußtest du bestanden haben! Und nicht nur von bissigen vierbeinigen Feinden, sondern auch von schlechten zweibeinigen. Sie wurde verbunden, gehegt und gepflegt. Unterdessen hatte man den kleinen Hundekadaver entfernt. Wohl zappelte und heulte Lea noch eine Weile, allein Schlaf und Mattigkeit entnervten sie. Und als ihr Herr sie auf ihr altes Lager ins Zimmer trug, fielen ihr die Lider über die traurigen Augen zu, und sie schlief ein.

Jedes Geräusch wurde von ihr ferngehalten wie von einem schwerkranken Menschen. Stundenlang wartete Tonerl geduldig auf ihr Erwachen. Er hatte alle Taschen voll guter Sachen, die er seiner Mutter abgebettelt hatte, um sie der Lea zu bringen. —

Die Tage vergingen, Lea genas und fand sich wieder zurecht. Scheinbar war sie wieder die alte; nur Frau Fleck behauptete, daß sie sich sehr zu ihren Gunsten verändert hätte. Das konnte aber bei der guten Frau auch Einbildung sein. Seit dem Drama mit dem toten Jungen hatte sie Lea tief ins Herz geschlossen, sah sie daher mit milderen Augen an als früher.

Es hätte aber ein reines Wunder sein müssen, wenn Lea nicht übermütig geworden wäre. Alles verhätschelte sie, von der Greislerin angefangen, die ihr bei jedem Besuch in ihrem Laden irgend etwas Schmackhaftes zusteckte, bis zur Oberstin in der Rosenvilla, die ihr

eigenhändig ein blauseidenes Halsband stickte, das die Inschrift trug: „Der aufopfernden Mutter in Verehrung gewidmet.“

Nun aber haßte der alte Baumeister allen bunten Firlefanz. Da auch Lea seine Abneigung zu teilen schien und mit den Vorderpfoten fortwährend an dem zarten Band herumzerrte, nahm er es ihr ab. Und nur an Tagen, an denen Lea mit Frau Fleck in der Rosenvilla als Gast erschien, wie es die Frau Oberstin sich ausgebeten hatte, wurde sie mit dem Halsband geschmückt.

Lea war zu einer kleinen Berühmtheit in Hietzing geworden. Ihre frühere Herrin, die Hofrätin, schrieb auch zärtliche Briefe. Zwar konnte Lea sie nicht lesen, aber sie wedelte jedesmal verständnisvoll mit dem Schwanze, wenn der Baumeister zu ihr sagte: „Lea, das Frauerl laßt dich schön grüßen!“ —

Im nächsten Sommer warf Lea abermals Junge. Diesmal täuschte sie nicht die gehegten Erwartungen, denn es gab zwei Männchen und zwei Weibchen. In Hietzing entstand ein wahrer Kampf um Leas Sprößlinge. Man riß sich förmlich um sie — selbst um die weiblichen, was viel heißen will.

Die ersten Tage war ein stetes Kommen und Gehen. Von den entferntesten Bekannten wurde der Baumeister um eines von den Jungen bestürmt. Um sie alle zu befriedigen, hätte Lea mindestens dreißig Jungen das Dasein schenken müssen.

Der alte Rellbock schwebte in der größten Gefahr, sich eine Menge Feinde auf den Hals zu laden. Er aber kümmerte sich wenig darum.

Eingedenk jenes traurigen Ereignisses vom Vorjahr, beschloß er, einstweilen alle bei Mutter Lea zu belassen. Erst im Herbst sollte die Hofrätin ein doppeltes Pflicht-

exemplar nach Arco erhalten, ein Männchen und ein Weibchen. Damit waren die Vertragsbedingungen erfüllt, und er in unanfechtbarem Besitz der Lea. Das zweite Männchenjunge wollte er im Haus behalten, das zweite Weibchen aber der Oberstin verehren, die ihn darum sehr gebeten hatte. Da blieb es wenigstens in der Nähe der Mutter Lea.

Von solchen angenehmen Gedanken erfüllt, kam er von einem Spaziergang heim. Da harrte seiner eine unangenehme Enttäuschung.

Frau Fleck eilte ihm schon am Gartengitter entgegen und rief ihm zu: „Herr v. Rellbock, Leas Jungen sind fort! Rein wie vom Erdboden verschluckt."

Der Baumeister blieb mit einem Gesicht stehen, das alles, nur nicht geistreich war. „Unsinn! Das kann doch gar nicht sein!"

„Meiner Seel' und Gott, sie sind nicht da!" ereiferte sich Frau Fleck. „Um drei waren s' noch unten im Garten; vor einer Stund' geh' ich nachschau'n, da sind s' fort."

„Und die Lea?"

„Die ist drin im Zimmer."

„Heult s' und winselt s'?"

„Gar nicht ein bißchen. Das ist's eben, wo ich mich nicht auskenn'! Die Lea ist lustig und fidel, als ob nichts passiert wär'."

Der Baumeister traute seinen Ohren nicht. Er ging ins Haus und pfiff nach Lea.

Sofort war sie zur Stelle. Schmeichelnd und schweifwedelnd kam sie ihrem Herrn entgegen, zeigte keine Spur von Traurigkeit, vielmehr eine gewisse freudige Aufregung.

„Lea, wo sind deine Jungen, he?"

Lea legte sich platt vor ihn hin, schlug mit der

dünnen Rute den Boden und legte die Schnauze demütig auf ihres Herrn Fuß.

Rellbock bückte sich und kraute ihren Kopf und Rücken. „Lea, dumme kleine Lea, was ist denn mit dir? Wo sind deine Kleinen?"

Lea kugelte sich vor Vergnügen. Vom Rücken drehte sie sich blitzschnell auf den Bauch, vom Bauch auf den Rücken, wedelte heftig mit dem Schweif und wackelte mit den langen Ohrlappen. Aus den feucht verschleierten Augen glitzerte es so eigentümlich, so listig und schadenfroh, wie zuzeiten, da sie ihrem Peter oder ihrem Herrn irgend einen Schabernack gespielt hatte.

„Da kennt sich kein Mensch aus!" brummte der Baumeister ärgerlich und stieß sie mit dem Fuß weg. Und auf einmal kam ihm ein häßlicher, ein schrecklicher Gedanke. Er hatte von Hundemüttern gehört, die den Katern gleich ihre Jungen auffräßen. Wie, wenn Lea —

Doch nein. Das konnte nicht sein. Das war bei Lea, die schon bei ihren ersten Sprößlingen eine so leidenschaftliche Mutterliebe bewiesen hatte und ihre zweiten seit acht Tagen so rührend betreute, gänzlich ausgeschlossen. Vielleicht Peter? . . . Auch nicht. Der war gar nicht daheim, sondern mit auf dem Spaziergang gewesen. Wo zum Kuckuck waren also die Jungen hingeraten?

Wie peinlich! Was würde die Hofrätin sagen, die schon mit Recht ungeduldig des Dackelpärchens harrte! Einen abermaligen Aufschub würde sie gewiß nicht bewilligen, ihm vielmehr die Lea ohne Pardon abnehmen.

Der Baumeister zog die Brauen hoch empor. Seinetwegen sollte sie ihn nehmen, den Wechselbalg, mit dem er schon so viel Aufregungen und Plackereien gehabt und der ihn ein solches Heidengeld gekostet hatte. Zwei

Dutzend Dackelweibchen hätte er um das Geld kaufen können. Welch ein Unterschied zwischen diesem unruhigen Irrwisch und Peter, der ihm noch nie eine Minute des Verdrusses bereitet hatte, vielmehr behäbig und fromm dahinlebte, wie es sich für einen ehrenwerten Hundephilister ziemte! Allein all sein Ärger half nichts. Die kleinen vierbeinigen Erdenpilger waren und blieben verschwunden.

Da fiel ihm ein, daß Peter ein guter Spürhund war. Er pfiff ihm. „Such die Jungen, Peter! Such die Jungen — such!“

Neue Verwunderung des Baumeisters. Lea sprang nämlich heftig um Peter herum und bellte ihn wütend an, als ob sie es ihm wehren wollte. Als aber Peter, dem wiederholten Gebot seines Herrn folgend, sich von ihr nicht abhalten ließ und witternd dahintrabte, änderte sie plötzlich ihr Benehmen. Schnüffelnd lief sie vor ihrem Männchen einher, und Peter, der dumme Peter, lief hinter ihr drein wie sonst immer.

Natürlich fand man keine Jungen. Der alte Baumeister kam aus dem Staunen nicht heraus. So was war ihm in seinem ganzen Leben nicht vorgekommen. Und bei all seinem Zorn mußte er lachen.

Ruhig wie sonst streckte sich Lea auf ihr Lager beim Ofen im Zimmer ihres Herrn. Nach einer Weile aber hörte der Baumeister im Finstern leises Tappen von Hundepfoten, gleich darauf ein schwaches Fensterklirren. Schnell machte er Licht. Zu spät. Lea war verschwunden. Nur Peter reckte und dehnte sich schläfrig auf seinem Lager. Das Dackelweibchen aber mußte durch das Fenster, das der Baumeister während der Sommernächte stets offen ließ, entwischt sein.

Rellbock stand auf, rief und pfiff in den Garten hinaus. Lea meldete sich nicht. Schimpfend legte er

sich ins Bett zurück. — So ein Teufelsbalg, diese Lea! Die war ja rein verhext. Nicht zum Beikommen war ihr. Vielleicht war's wirklich das gescheiteste, sie wieder ihrer Herrin zurückzustellen. Das tolle Tier brachte ihn ja um die Ruhe seiner alten Tage. Soll sich die Hofrätin mit ihr ärgern. Er hatte genug.

So dachte er. Als er aber am nächsten Morgen erwachte, lag Lea auf ihrem Lager und schlief friedlich, schnarchte sogar.

Kopfschüttelnd sah der Baumeister hin. Sie kam ihm ruppig und abgehetzt vor, und er ließ sie schlafen.

Beim Frühstück fraß sie für zwei. Peter kam entschieden zu kurz. Als sie nachher ihren Herrn umschmeichelte, ihm die Hände leckte und sich an ihn schmiegte, vergaß er seinen Groll nebst den finsteren Vorsätzen der Nacht. Und er hatte bloß den einen Wunsch, daß sich die Jungen lebendig vorfänden, damit er der Hofrätin gegenüber seiner Vertragspflicht ledig werden und Lea behalten könnte.

Zerstreut überflogen seine Augen das Morgenblatt; auch die Pfeife wollte ihm nicht munden.

„Onkel Rellbock!“ scholl auf einmal eine Knabenstimme durch die offene Verandatür.

Der alte Herr hob den Kopf: „Wer ruft?“

„Ich.“

„Wer ist der Ich?“

„Der Toni.“

„So, der Tonerl. Was willst du denn?“

„Sind Leas Jungen schon da?“

„Nein.“

„Ist's wahr, daß Lea in der Nacht durchgegangen und erst früh wiedergekommen ist?“

„Ja. Aber laß mich in Ruh'.“

Eine Pause.

„Onkel Rellbock!“ hieß es gleich darauf.

„Was gibt's denn wieder?“

„Ich schaff' dir Leas Jungen her.“

Der Baumeister ging mit seiner Pfeife zum Verandageländer. Unten stand Tonerl Linzer mit selbstbewußter Miene, beide Hände in den Hosentaschen, und klimperte mit bunten Glaskugeln, von denen er einen großen Vorrat besaß.

„Du wärst mir der Rechte!“ meinte der Baumeister zweifelnd.

„Ich schaff' sie dir her, mehr sag' ich nicht. Tot oder lebendig — ich find' sie. Du kannst dich auf mich verlassen, Onkel Rellbock. Im Indianerkrieg bin ich der beste Kundschafter.“

„Na, meinetwegen. Zeig also deine Kunst.“

„Was krieg' ich, wenn ich sie bring'?“

„Erst bring' sie, dann werden wir schon einig werden. Aber lebendig müssen s' sein.“

Tonerl war nicht einverstanden. „Weißt du, Onkel, das gibt's nicht. Lebendig kann ich die Viecher nicht machen, wenn sie tot sind.“

Das war logisch richtig.

„Geh nur. Ein Sechserl kriegst du auf alle Fälle.“

Tonerl schneuzte sich geräuschvoll. „Geht auch nicht, denn Geld darf ich nicht nehmen. Aber Marken, Abziehbilder oder Silberpapier.“

„Meinetwegen. Schau nur, daß du weiterkommst.“

„Also gut. Wenn ich pfeif', so kommst du mir geschwind nach,“ sagte Toni und entfernte sich mit der Würde eines Indianerhäuptlings nach dem rückwärtigen Teil des Gartens.

Als der Baumeister ins Zimmer zurückkehrte, brachte ihm das Dienstmädchen eine Visitenkarte mit der Meldung, die Dame warte draußen.

Er schob sein Augenglas zurecht und las: „Hofrätin Mell.“

Für den Augenblick hatte er nur die Empfindung tödlichen Schreckens. Es gab ihm einen förmlichen Ruck. Dann überkam ihn ein grimmiger Humor. Na, die traf gerade recht ein. Das konnte ja nett werden.

„Herein mit der Dame!“ schnauzte er das Mädchen an, das verdutzt hinauseilte und die Tür offen ließ.

Auf der Schwelle erschien die Hofrätin im Reisekleid. Am Arm hing ihr ein mit rotem Plüsch gefüttertes Körbchen.

Mit strahlendem Gesicht schritt sie auf den Baumeister zu. „Grüß Sie der Himmel, lieber Herr Rellbock! Na, wie geht's? Das ist eine Überraschung, wie? — Ich komm' direkt vom Bahnhof. Hab' keine Ruh' gehabt, möcht' halt meine kleinen Dackel haben. — Sind sie schon transportabel, die herzigen Viecherl?“

„Einstweilen noch nicht,“ versetzte der Baumeister zweideutig.

„Noch nicht? — Na, dann werde ich halt warten und mich hier in einem Hotel einmieten. Die starke Hochgebirgsluft in Tirol greift mir ohnehin die Nerven an. — Sie erlauben doch, daß ich täglich nach den Kleinen herschau'?“

Er knurrte eine unverständliche Antwort und schob ihr einen Sessel hin. Der Hofrätin entging seine ablehnende Haltung; ihre suchenden Augen hatten Lea entdeckt.

„Lea! Meine schöne Lea! Da bist du ja! Komm zum Frauerl! Na, so komm, mein Tierl! Was ist denn mit dir? Du bellst dein Frauerl an? Kennst du's denn nicht mehr? — Ah so, du bellst aus Freude, mein braves Tierl. Ja, ja, ja, aus Freude. — Na, so komm zum Frauerl!“

Lea erkannte wohl die frühere Herrin, bellte aber fort und irrte unruhig zwischen ihr und dem Baumeister hin und her, offenbar unsicher, wem sie sich zuwenden solle. Endlich wurde sie von der Hofrätin erwischt und zärtlich auf den Schoß gehoben. „No, was gibt's? Kannst denn nicht mehr das Pfotl geben? Hast es verlernt, das Pfotlgeben? — Wo hast du deine Kleinen, meine Lea? — Da schau her, was für ein wunderschönes Reisekörberl ich für sie mitgebracht hab'. Fein und weich auswattiert wie eine Wiege. Da drinnen werden sie herrschaftlich reisen, die lieben Dingerl."

„Erst müssen wir sie haben," meinte der Baumeister sarkastisch.

„Wen müssen wir haben?" fragte die Hofrätin arglos.

„Die Jungen."

„Warum?"

„Weil sie fort sind!" versetzte er grimmig.

Die Hofrätin sah ihn verblüfft an. „Hören S' auf! Sie scherzen wohl?"

„Fällt mir nicht ein. Seit gestern sind die Jungen verschwunden. Der Kuckuck weiß, wohin."

Im Gesicht der Hofrätin prägte sich tiefes Mißtrauen aus. „Sie meinen, daß —"

„Nichts mein' ich. Es ist Tatsache!" unterbrach er sie unwirsch.

Die alte Dame ließ Lea aus ihren Armen und erhob sich kerzengerade. „Wieso sind sie verschwunden?"

„Das weiß ich auch nicht."

„Sind sie tot?"

„Weiß es nicht."

„Sind sie gestohlen?"

„Weiß ich ebensowenig."

„Haben sie sich verlaufen?"

„Weiß es nicht, glaub' es aber nicht, da sie noch gar nicht laufen können."

„Du lieber Himmel, wie komm' ich dann zu meinen Dackeln?" fragte die Hofrätin gereizt.

„Ist mir auch unklar. Fragen Sie die Lea."

Der finstere Argwohn der Hofrätin nahm zu. Da ging was vor, das war klar. Der Baumeister wollte ihr die vertragsmäßigen Dackel vorenthalten. Das würde sie sich aber keineswegs bieten lassen. Es gab noch eine Gerechtigkeit in Österreich.

Vorläufig hielt sie aber noch an sich und sagte voll Würde: „Mein Herr, damit werd' ich mich nicht abspeisen lassen. Ich hab' meine Lea fast zwei Jahre lang schwer entbehrt — nun will ich nicht leer ausgehen."

„Da kann ich Ihnen leider nicht helfen."

„Ich werde mir einen Rechtsanwalt nehmen."

„Das steht Ihnen frei."

„Und werde mein Recht suchen."

„Bitte."

„Vor allem nehm' ich meine Lea mit."

„Tun Sie, was Sie nicht lassen können!" fuhr der alte Herr wütend los.

„Gewiß. Komm, meine Lea!"

Lea war aber nicht mehr da. Während die beiden sich immer mehr in Hitze hineinredeten, war sie langsam durch die offene Tür auf die Veranda hinausspaziert. Im Vorbeigehen schnappte sie nach Fliegen. Ab und zu wandte sie den schmalen Kopf nach dem Zimmer zurück, und als sie sah, daß niemand sie beachtete, tappte sie ruhig die Stufen in den Garten hinab. Sie witterte mit der feinen Spürnase in der sonnigen Luft und jappte wieder nach Fliegen.

So schweifte sie ein klein wenig herum; nach einem hastigen Spähblick aber streckte sie plötzlich den schlanken

Leib und nahm Reißaus. Fast platt auf dem Bauche schoß Lea über den grünen Rasen, unaufhaltsam bis zu dem schmalen Wasserkanal im rückwärtigen Garten, den sie mit einem Satz nahm. Durch den grünen Lattenzaun, der den Besitz des Herrn Rellbock von der Fahrstraße trennte, hindurchschlüpfend, verschwand sie aus dem Garten.

Dort aber ereilte sie ihr Schicksal.

Tonerl lag draußen auf der Lauer. Er folgte ihr leise mit geducktem Körper und auf allen vieren kriechend, wie es sich seiner Ansicht nach für einen wirklichen Indianerhäuptling ziemte. Und er sah, wie Lea jenseits der Straße auf den gemauerten niederen Sockel eines eisernen Parkgitters sprang und an einer lückenhaften Stelle aalgleich durchkroch.

Gleichfalls auf den Gittersockel springen, die Haselnußstauden jenseits vorsichtig auseinanderbiegen und hindurchspähen, war für Tonerl das Werk eines Augenblicks. Er spähte und horchte. Und der Erfolg blieb nicht aus. Er sah, daß Frau Lea hinter einem nahen baufälligen chinesischen Pavillon verschwand, aus dem bald darauf ein leises Quieken hervortönte.

Beinahe hätte er ein Hurra ausgestoßen. Noch rechtzeitig besann er sich aber, daß ein Indianerhäuptling auf einem ähnlichen Posten sicher mäuschenstill bleiben würde. Also schwieg auch er. Nur mit der Zunge schnalzte er ein wenig. Das konnte er doch nicht unterlassen.

Leas Junge waren gefunden. Dort in dem verwahrlosten Pavillon mußten sie stecken. Jetzt galt es, den Onkel Rellbock schnell zu benachrichtigen. — —

In steifer Haltung und mit zornrotem Gesicht stand die Hofrätin vor dem Baumeister und forderte die jungen Dackel oder ihre Lea.

„Nehmen Sie sich das Teufelsvieh! Mir liegt nichts mehr daran!“ schrie der Baumeister. Auch er hatte einen roten Kopf und drehte wütend an seinem grauen Schnauzbart.

Plötzlich tönten schrille Pfiffe aus dem unteren Garten herauf. Hallo, der Tonerlpfiff — das bedeutete etwas.

„Kommen S' mit, wenn Sie wollen!“ sagte er hastig und wenig höflich zur Hofrätin und eilte hinaus.

Mißtrauisch folgte die alte Dame.

Schon von weitem brüllte der Tonerl: „Onkel Rellbock, die Jungen sind gefunden!“

„Wo, zum Kuckuck?“

„In der Oberstin ihrem chinesischen Pavillon.“

„Was der Tausend! Leben sie denn?“

„Ich hörte sie quieken,“ sagte Tonerl und hüpfte im Jagdfieber von einem Bein aufs andere.

„Gut! Renn voraus und bitt in meinem Namen, man soll die hintere Parktür aufsperren, daß ich den weiten Umweg erspar'.“

Wie ein Pfeil schoß Tonerl dahin. Der Baumeister sprach nichts. Mit der Miene eines tief beleidigten Mannes ging er vor der Hofrätin einher. Auch sie schwieg. Sie mußten nicht lange an der Pforte warten. Bald erschien jenseits des Gitters der Tonerl mit dem Gärtner. Die Tür knarrte, und sie traten ein. Leise ging es zu dem hinfälligen Lusthaus.

Im Erdgeschoß fanden sie nichts. Als sie aber die schmale Holztreppe zu dem turmartigen Aufbau emporklommen und die angelehnte Tür aufstießen, bot sich ihnen ein seltsames Bild.

In einer niederen alten Kiste, deren Boden mit Stroh gedeckt war, lag Lea und säugte ihre vier Jungen. Als sie der unwillkommenen Besucher ansichtig wurde, stieß sie ein klägliches Geheul aus und fletschte die

Zähne gegen die Eintretenden. Mit Schnauze und Pfoten stieß sie ihre Jungen hinter das Stroh und deckte sie mit ihrem zitternden Körper. Ihre Augen sahen mit einem furchtsamen und doch wilden Ausdruck umher.

„Na, na, na, meine brave Lea, du brauchst dich nicht zu fürchten! Es geschieht deinen Jungen nichts. Gar nichts geschieht ihnen. Laß nur gut sein! Du bist das beste und klügste Viecherl unter Gottes Sonne," sagte der Baumeister und klopfte und streichelte zärtlich Leas Rücken. „Sei nur ruhig, mein braves Tierl, sei ruhig!"

Und als ob Lea ihren Herrn verstanden hätte, hörte sie auf zu winseln und zu heulen und leckte ihm die Hände. Verwirrt stand die Hofrätin daneben.

„Also, gnädige Frau," wandte sich der Baumeister an sie, „da sind Ihre Dackel. Sie sehen, wie sehr Sie mir unrecht getan haben. Lea selber hat ihre Jungen verschleppt und versteckt, um sie vor der Grausamkeit der Menschen zu bewahren. — Arme kleine Lea! — Sie hat die Martern, die ihr bei ihren ersten Jungen zugefügt wurden, nicht vergessen und wollte sich schützen." Der Baumeister schüttelte den Kopf. „Das übersteigt alles bisher Dagewesene. Ich hab' graue Haare, aber so was hab' ich noch nicht erlebt."

Die Hofrätin nickte zustimmend und reichte ihm die Hand: „Seien S' mir nicht bös, lieber Baumeister. Ich war aufgeregt."

„Lassen wir's gut sein, Frau Hofrätin, wir sind eben nur Menschen und keine Engel. — Aber wissen S' was? Bevor ich zugebe, daß der Lea ihre Jungen weggenommen werden, sag' ich Ihnen folgendes: Nehmen Sie sie mitsamt den Jungen."

Tonerl, der neben den Hunden gekauert hatte, lief herbei. „Onkel Rellbock, die Lea? ... Du gibst die Lea her?"

„Gib Ruh', Bub! Das verstehst du nicht."

„Aber ich,“ sagte die Hofrätin mit Würde. „Und ich werd' es nicht zugeben, daß Sie, der Sie mit Lea so viel Plage gehabt haben, nun leer ausgehen. Wissen S' was, mein lieber Herr Baumeister, ich bin eine alte Frau ohne Familienanhang. Außer der Lea und zwei Neffen, die mit Anstand auf mein seliges Ende warten, besitz' ich keine Sterbensseele. Da werd' ich halt mein Zelt in Hietzing aufschlagen. Gelt, Freunderl, Sie werden mir behilflich sein, in der Nähe eine passende Wohnung oder eine Villa zum Ankauf zu finden? Dann bleiben die Jungen bei Lea. Wir beide aber halten gute Freundschaft und betreuen sie.“

„Na und das Reisekörberl da?“ fragte der Baumeister und blinzelte sarkastisch das feine Ding an.

„Darin bring' ich unseren Dackeln allemal, wann ich komm', irgend einen besonderen Leckerbissen,“ versetzte die Hofrätin munter.

„Einverstanden!“ sagte der Baumeister und schlug ein.

„Die Lea bleibt! Die Lea bleibt!“ schrie Tonerl und tanzte vor Freude auf einem Bein, während er das andere mit der Hand emporhielt. —

Die zwei alten Leute führten ihren Vorsatz aus. Obzwar Leas Nachkommenschaft sich im Laufe der Zeit tüchtig vermehrte, durfte keines verschenkt oder verkauft werden. In dem Park der Nachbarvilla, die die Hofrätin Mell angekauft hatte, erhob sich an Stelle des chinesischen Pavillons ein schöner Hundezwinger. Dort hauste Mutter Lea mit Kindern und Kindeskindern in Glück und Freuden.

Die beiden Alten aber, die nie anders als mit einer Schar Dackeln auf der Straße erschienen, wurden stadtbekannte Figuren in Hietzing und Umgebung. Man nannte sie nur Dackelmama und Dackelpapa — woraus sie sich aber herzlich wenig machten.





Unser jüngster Wintersport.

Allerlei vom Schneeschuhlaufen. Von Th. v. Wittembergk.



Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der Winter ist für die Sportfreunde eine Zeit der Entsagung. Schwimmen und Rudern verhindert die Eisdecke auf Flüssen und Seen, die Bewegungsspiele, wie Fußball und Lawn Tennis, verbieten sich durch die rauhe Witterung, und selbst das Radfahren wird, solange der Winter noch milde ist, durch die Erweichung des Bodens und später, wenn der Frost eingesetzt hat, durch Unebenheiten und Schnee fast unmöglich gemacht. Zwar bringt uns der Winter als einen gewissen Ersatz das Schlittschuhlaufen, aber leider finden sich nicht überall Eisbahnen vor, und außerdem ist der Schlittschuhläufer an den beschränkten Raum der Fahrbahn gebunden, während vielen Sportsfreunden gerade das schrankenlose Umhertummeln den größten Genuß bereitet.

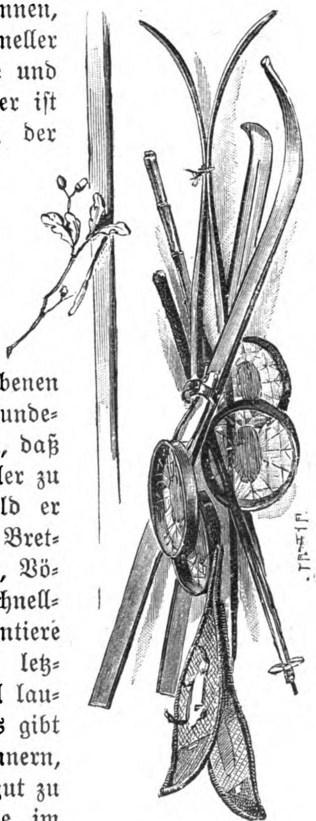
Um so freudiger ist es daher zu begrüßen, daß sich jetzt auch bei uns mehr und mehr ein Wintersport einbürgert, der seinen Verehrern gestattet, durch Flur und Wald, über Berg und Tal mit Windeseile dahinzugleiten, das Schneeschuhlaufen.

Schneeschuhe in verschiedenen Formen sind bei allen

Völkern des hohen Nordens verbreitet. In Europa finden sie ihre häufigste Anwendung in Norwegen. Je weiter man von dort nach Osten schreitet, über Asien nach Amerika, desto breiter werden die Schneeschuhe. So sind die Schneeschuhe der nordsibirischen Völkerschaften rundliche, mit Fellen überzogene Weidengeflechte, während die nordamerikanischen Indianer kreisförmige Holzplatten benützen, die ebenfalls mit Fellstücken umkleidet sind. Es scheint daher, daß die Schneeschuhe, wie es auch sonst so oft der Fall ist, eine allgemeine menschliche Erfindung sind, die überall dort entstand, wo die Menschen durch die Natur des Landes gezwungen waren, sich oft über weit ausgedehnte Schneeflächen zu bewegen. Nach Europa haben die Schneeschuhe die Lappen gebracht, jener finnische Volksstamm, der in der Vorzeit in Skandinavien einwanderte. Von ihnen übernahmen dann die Vorfahren der heutigen Norweger die Schneeschuhe. Darauf weist wenigstens eine Nachricht des griechischen Schriftstellers Prokop hin, der in der Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. lebte. Derselbe erwähnt, daß die Normannen oder Nordländer, die in Skandinavien lebten, ihre nomadischen Nachbarn Skridfinnen nannten. Skrid oder Skrida bedeutet aber Gleiten und zwar besonders das Fortgleiten auf Schneeschuhen. Es muß also den Normannen diese Fortbewegung auf Schneeschuhen anfänglich unbekannt gewesen sein, denn sonst wäre es ihnen nicht so auffällig erschienen, daß sie danach die ihnen benachbarte Völkerschaft benannten.

Über die Gewandtheit der Lappen im Gebrauch der Schneeschuhe sind uns aus vergangenen Jahrhunderten verschiedentliche Nachrichten erhalten. So schildert eine alte norwegische Chronik aus dem 12. Jahrhundert die Lappen als tüchtige Jäger, die in Fellzelten wohnen.

Wenn sie sich auf eine Wanderung begeben, so nehmen sie die Zelte auf den Rücken, befestigen glatte hölzerne Stangen, die sie Aandrer nennen, unter die Füße und eilen schneller als Vögel über den Schnee und die Berge dahin. — Aandrer ist noch jetzt die Bezeichnung der Lappen für die Schneeschuhe. Um dieselbe Zeit herum sind aber auch schon die Norweger selbst vollendete Schneeschuhläufer geworden. Denn in dem „Königsspiegel", einer etwa im Jahre 1205 geschriebenen Chronik, heißt es: „Verwunderung aber wird es erregen, daß ein Mann, der nicht schneller zu Fuß ist als andere, sobald er 7 bis 8 Ellen lange, dünne Bretter unter seine Füße bindet, Vögel im Fluge oder die schnellsten Windhunde und Renntiere im Laufe überholt, welch letztere doch doppelt so schnell laufen wie ein Hirsch, denn es gibt eine ganze Anzahl von Männern, die ihre Schneeschuhe so gut zu gebrauchen wissen, daß sie im Lauf mit ihrem Spieß neun Renntiere und noch mehr zu treffen vermögen. In anderen Gegenden, wo die Leute an so etwas nicht gewöhnt sind, wird sich kaum ein Mann finden, der nicht alle Gewandtheit einbüßt, so-

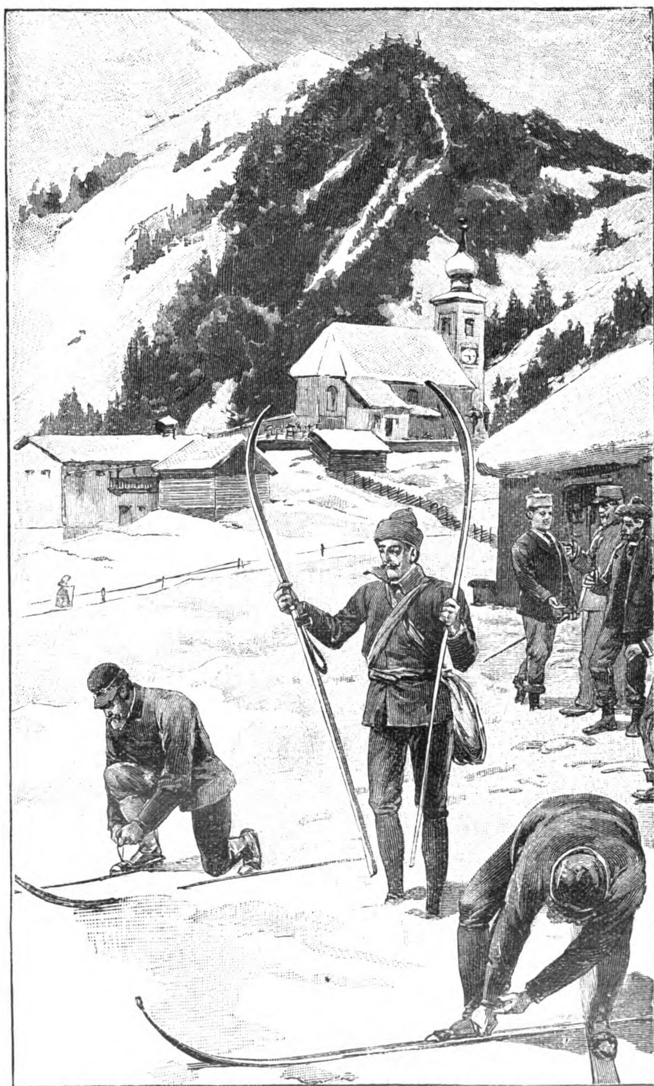


Verschiedene Schneeschuharten.

bald solche Holzstücke an seine Füße gebunden werden. Wir verstehen diese Sache aus dem Grunde und haben im Winter, wenn Schnee liegt, Gelegenheit genug, Männer zu sehen, die diese List oder Kunst anwenden."

Die Schneeschuhe, die man heute in Norwegen gebraucht, werden meist aus Fichtenholz angefertigt. Sie sind ungefähr 2³/₄ Meter lang, zuweilen aber auch kürzer, und 4 bis 6 Zentimeter breit. Man unterscheidet nach der Form drei größere Gruppen. Bei der Österdalgruppe sind die Schuhe an beiden Enden aufgebogen, und der linke Schuh ist etwas länger als der rechte, der Andor genannt wird. Bei der Finnmarksgruppe sind beide Schuhe gleich lang und haben eine breite, tiefe Auskehlung längs ihrer ganzen Sohle. Die Schuhe der Telemarksgruppe sind vorn an der Aufbiegungsstelle breiter und verjüngen sich nach hinten. Auf der Sohlenfläche sind sie mit einer seichten Rinne versehen. Auch ist der ganze Schuh leicht gebogen, so daß er eine leichte Wellenlinie darstellt, die beim Auftreten federt und dadurch das Laufen erleichtert. Diese letztere Form ist für unsere Gegenden am geeignetsten. Der Fuß wird in der Mitte des Schuhes befestigt, indem die Fußspitze unter eine Kappe geschoben wird. Außerdem läuft noch von der Kappe ein Riemen um die Ferse herum, der dem Fuß einen weiteren Halt bietet, aber doch das Heben und Senken desselben gestattet. In den größeren Städten gibt es jetzt gewöhnlich Geschäfte, wo man Schneeschuhe oder Ski (sprich Schi), wie sie im Norwegischen bezeichnet werden, fertig kaufen kann.

Die Anfangsgründe zur Erlernung des Schneeschuhlaufens sind nicht allzu schwer, größere Gewandtheit und Sicherheit kann aber nur durch längere Übung erworben werden. Zunächst ist darauf zu achten, daß die Schneeschuhe nicht aufgehoben werden dürfen. Der



Das Anschnallen.

Läufer darf also damit nicht stapfen, sondern er muß die Füße schiebend über den Schnee führen. Dabei hat man sich etwas nach vorwärts überzubeugen, während der Körper elastisch und leicht den Bewegungen folgt. Auch ein Seitwärtsausschreiten, wie es beim Schlittschuhlaufen geübt wird, ist zu vermeiden. Vielmehr soll immer ein Fuß parallel zum anderen vorgeschoben werden, so daß von den Schuhen eine parallele Spur im Schnee hinterbleibt. Am leichtesten gestaltet sich natürlich die Fortbewegung auf ebenem Terrain. Da aber der Schneeschuhläufer befähigt sein soll, alle Hindernisse des Bodens mit Leichtigkeit zu nehmen, so ist es empfehlenswerter, auch gleich im Anfang die ersten Übungen nicht auf einer völlig glatten Fläche, wie etwa einer Chaussee, sondern auf einem Stück Ackerland oder einem etwas geneigten Berghang, wo auch Unebenheiten vorkommen, anzustellen. Dadurch gewinnt man von vornherein eine größere Sicherheit, so daß man später vor schwierigerem Gelände nicht zurückschreckt.

Die Hauptsache ist fürs erste, daß man sich im Gleichgewicht zu halten lernt. Hierzu gibt eine gute Hilfe ein längerer Stab. Keinesfalls soll aber der Stab dazu gebraucht werden, sich fortzuschieben. Gewöhnt man sich dieses an, so wird man es nie zu einer größeren Fertigkeit bringen. Später, wenn man seiner zur Unterstützung des Gleichgewichts nicht mehr bedarf, soll er nur noch zum Bremsen oder auch zum Lenken benützt werden. Besser aber ist es, wenn man ihn dann überhaupt beiseite läßt. Neuerdings gebrauchen ihn denn auch geschickte Schneeschuhläufer gar nicht mehr.

Der Anfang hierzu wurde von den jungen Burschen der norwegischen Landschaft Telemarken gemacht, die wegen ihrer Meisterschaft im Schneeschuhlaufen berühmt



Bergabwärts.

sind. Sie zeigten, daß man ohne den für unentbehrlich gehaltenen Stab viel größere Schwierigkeiten überwinden kann, sobald man nur eine gründliche Herrschaft über die Schneeschuhe besitzt. Zudem ist aber auch die Haltung des Körpers eine freiere und vorteilhaftere.

Ein guter Schneeschuhläufer erreicht auf ebener Bahn mindestens die doppelte Geschwindigkeit eines



Der Ansatz.

tüchtigen Fußgängers. Aber auch ansteigendes Gelände verlangsamt die Fortbewegung nicht beträchtlich. Sanfte Erhebungen werden in Zickzacklinien genommen. Ist der Hang steiler, so wendet man die Spitzen der Schneeschuhe nach auswärts, bis sie einen so großen Winkel gegeneinander bilden, wie es der Abfall des Berges erfordert. Sodann wird immer ein Fuß vor den anderen gesetzt. Die Spur im Schnee erhält dadurch große Ähnlichkeit mit dem sogenannten Hexenstich der Näherinnen.

Bergabwärts geht die Fahrt ganz von selbst, und

zwar mit bedeutender Geschwindigkeit. Da man bei einer Fahrt, die mit sausender Schnelligkeit über einen Hang hinabgeht, nie im voraus wissen kann, ob man nicht plötzlich auf ein Hindernis, ein Felsstück, einen Baumstumpf oder einen Abgrund stößt, so ist es wenigstens für den, der im Gebirge auf Schneeschuhen läuft, unbedingt notwendig, daß er die Fertigkeit erwirbt, sofort anhalten zu können. Dies erreicht man dadurch,



Der Absprung.

daß man den Körper mit einem Ruck auf die Seite wirft und so beide Schneeschuhe quer stellt.

Eine vortreffliche Übung ist der Luftsprung. Hat er auch praktisch wenig Bedeutung, so stählt er doch den Mut und verleiht dem Springer vollkommene Herrschaft über seinen Körper. Eifrig gepflegt wird der Luftsprung von den Norwegern. Wollen sie einen Luftsprung ausführen, so suchen sie eine Schneeschanze auf, die entweder vom Wind aufgeworfen oder künstlich zusammengeschaufelt worden ist. Häufig verlängert man den Sprung noch dadurch, daß man den Anlauf

auf der Kante der Schneeschanze nimmt. Auf diese Weise kann man 20 bis 25 Meter durch die Luft schweben. Während der Luftfahrt halten sich manche Läufer gerade wie eine Kerze, während andere die Unterschenkel anziehen. Gelangt man unten an, so schiebt man das rechte Bein vor das linke und sinkt einen Augenblick in das linke Knie, saust aber dabei in fliegender Fahrt weiter. Es ist ein prächtiger Anblick, einen tüchtigen Schneeschuhläufer beim Luftsprung zu beobachten. Frisch und keck stürmt er den Abhang des Berges herunter, duckt sich wenige Schritte vor dem Sprung zusammen, nimmt auf der Schanzenkante einen Ansatz und fliegt wie eine Schwalbe dahin, um 20 bis 25 Meter weiter abwärts die Erde zu berühren und in einer Schneewolke davonzueilen. Allerdings stürzt der Springer auch zuweilen nieder, aber die Weichheit des Schnees verhindert es gewöhnlich, daß der Läufer ernstlicheren Schaden erleidet.

Nicht jeder Schnee eignet sich in gleich guter Weise zum Schneeschuhlaufen. Ist er sehr feucht, dann ballt er sich und bleibt an den Schuhen hängen. Ebenso fährt es sich auf frischgefallenem Schnee nicht leicht, denn auch er setzt sich an den Schuhen fest. Dagegen gleitet es sich vortrefflich dahin auf Schnee, der bei Tauwetter gefallen ist und darauf scharfer Kälte ausgesetzt war. Noch besser aber ist es, wenn der Schnee erst etwas schmilzt und darauf zu einer festen Kruste gefriert. Fällt dann noch obendrein eine ganz dünne Schicht Schnee oder setzt sich Reif an, so gibt es eine Bahn ersten Ranges.

Sehr empfehlenswert ist es, mit der Einübung des Schneeschuhlaufens schon in der Kindheit anzufangen, denn gerade der frühzeitige Beginn verbürgt die höchste Fertigkeit. So geschieht es in Norwegen auf dem Lande.



Die Bauern-knaben und eben-so die Mädchen zählen noch nicht viel mehr als vier

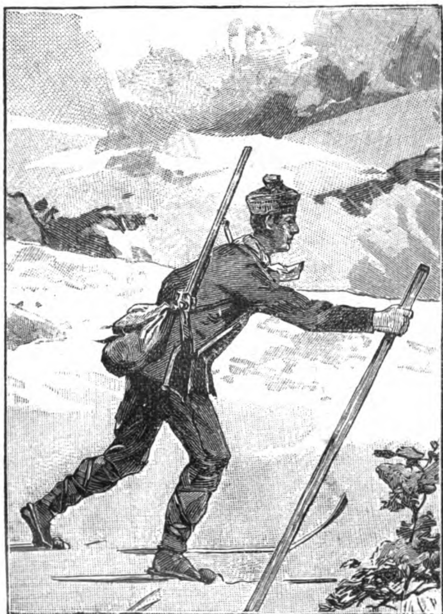
Skisport auf dem Feldberg.

Jahre, so wissen sie schon, welche Form ein guter Schneeschuh haben muß, welches Holz dazu zu wählen ist, und wie die Weidenzweige zu biegen sind, mit denen sie die Schuhe an den Füßen befestigen. Schnee ist in Hülle und Fülle vorhanden, und Berge haben sie meist unmittelbar vor dem Hause. Auf Schneeschuhen müssen sie den Weg zur Schule zurücklegen, und auf Schneeschuhen verbringen sie die Zeit zwischen den Unterrichtsstunden. Der Lehrer ist oft selbst mit dabei und stellt sich an die Spitze der kleinen Schar. Und welch ein Fest ist es den ganzen Winter hindurch an den Sonntagnachmittagen, wenn sich Kinder und Erwachsene vor dem Dorf versammeln, um sich im Wettstreit zu messen und sich zu unterhalten, solange das Tageslicht ausreicht.

Für den Norweger ist das Schneeschuhlaufen unentbehrlich. Früh im Herbst wirbeln schon die dichten Schneeflocken nieder, verhüllen Berg und Tal mit ihren weichen Polstern und verschwinden erst spät im Frühling wieder. Wege sind in manchen Gegenden nur sehr spärlich vorhanden, und ein jeder, sei es Mann oder Weib, der von einem Hof zum anderen will, muß die Schneeschuhe anschnallen, denn sonst versinkt er im Schnee bis über die Hüften. Auch auf der Jagd benützen die norwegischen Bauern die Schneeschuhe viel. Früher jagte man auf denselben das Renntier und das Elen. Denn es ist für einen geübten Schneeschuhläufer nicht schwierig, das fliehende Wild einzuholen, da es im Schnee einsinkt und nur mühsam vorwärts kommt. Es war eine spannende Jagd, die sowohl Stärke als auch Ausdauer und Gewandtheit erforderte. Jetzt legt der norwegische Bauer die Schneeschuhe hauptsächlich beim Schneehuhnschießen und Dohnenfang im Gebirge an.

Auch diese Jagd hat wunderbare Reize. Herrlich ist

es, die schneebeladenen Berge zu durchstreifen, wenn die Schneehühner, die so weiß sind, daß sie sich kaum von ihrer Umgebung unterscheiden lassen, im Birkengebüsch umherflattern und gackern. Und wenn dann die Beute erlegt ist, und mit der Büchse und dem Jagd-

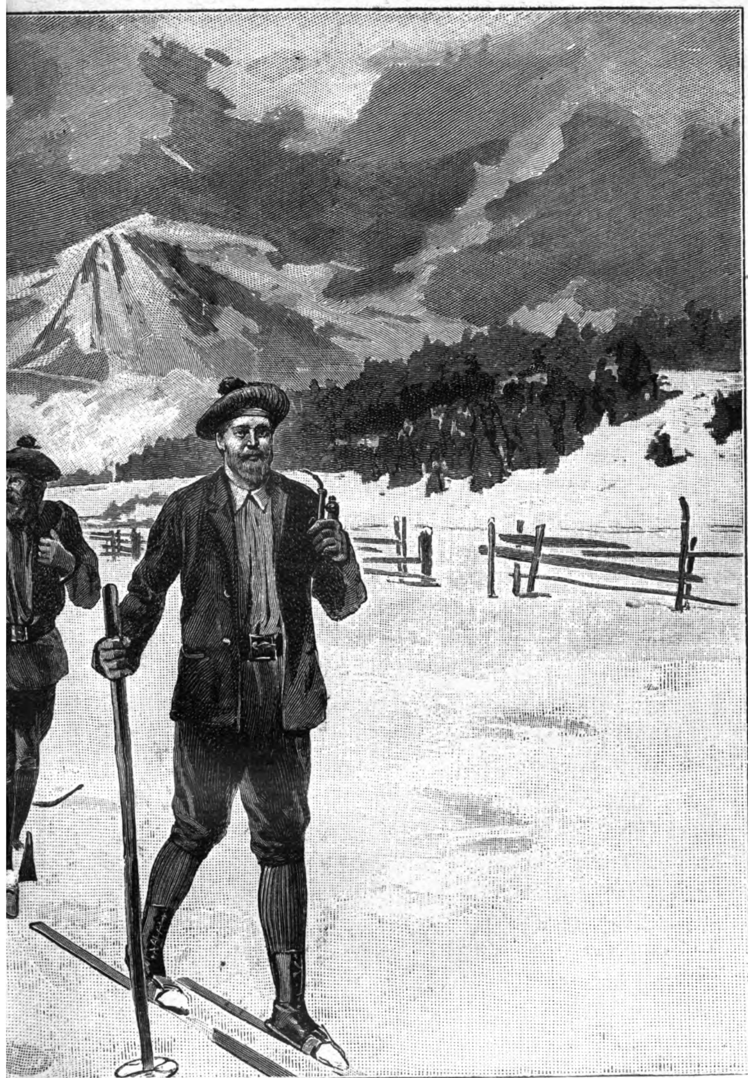


Norwegischer Jäger auf Schneeschuhen.

netz auf dem Rücken die Heimfahrt in sausender Geschwindigkeit über die langen Abhänge angetreten wird, dann wird die Brust frei, und die Augen blitzen voll stolzer Freude. Ebenso bedient sich der norwegische Bauer der Schneeschuhe auf der Hasenjagd, ja, es geschieht zuweilen, daß er auf Schneeschuhen den Bären in seiner Höhle aufsucht oder auf ihnen den Luchs oder



Auf eben



er Bahn.

Vielfraß, die aufgeschreckt wurden, verfolgt. Dem Lappen ist es etwas ganz Gewöhnliches, auf Schneeschuhen seinem ärgsten Feind, dem Wolf, nachzusetzen, bis er ihn schießen oder mit dem Stab totschlagen kann.

In den südlicheren Teilen Norwegens werden alljährlich Wettkämpfe abgehalten, bei denen die besten Dauerläufer oder Luftspringer mit Preisen ausgezeichnet werden. Zu welchen Leistungen man es hier bringt, zeigt ein Wettlauf, der in Christiania stattfand. Die Bahn war 50 Kilometer lang und ging zum großen Teil über hügeliges, unebenes Waldgebiet. Unterwegs waren die verschiedensten Hindernisse aufgestellt. Der Sieger legte die Strecke in 4 Stunden 26 Minuten zurück. Der längste Dauerlauf wurde von dem Nordpolforscher Nordenskjöld angeregt und im nördlichen Schweden ausgefochten. Es beteiligten sich daran außer einem Norweger fünf Lappen. Der erste wurde der Lappe Tuorda, der Nordenskjöld auf seiner grönländischen Reise begleitet hatte. Er legte die Bahn von 220 Kilometer in 21 Stunden 22 Minuten zurück. Der zweite Läufer, ebenfalls ein Lappe, kam fünf Minuten später als Tuorda, und der letzte der Teilnehmer 46 Minuten nach diesem an.

Auch bei uns hat man sich jetzt zu sportlichen Wettkämpfen zusammengetan. Mittelpunkte hierfür sind in Süddeutschland der Feldberg im Schwarzwald mit dem Hotel Feldberg und in Mitteldeutschland Andreasberg im Harz. Es werden hier alljährlich, meist im Januar, Wettkämpfe im Schnellaufen und Springen abgehalten, wobei sehr beachtungswerte Leistungen erzielt werden.

Auch praktische Verwendung haben die Schneeschuhe bei uns nach denselben Richtungen hin wie in Norwegen bereits gefunden. In Norwegen sind schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts besondere Schnee-



Infanterie auf Schneeschuhen.

schuhläuferkompanien errichtet, die jeden Winter ihre Übungen als Aufklärungstruppen vornehmen mußten. In einer Verordnung vom Jahre 1710 heißt es: „Daß diese Kompanien nur aus den besten und raschesten Männern, die in den Regimentern vorhanden sind und sich gutwillig und mit frischem Mut dazu hergeben," gebildet werden sollen. Im Jahre 1747 wurden dann sechs Kompanien zu je 100 Mann eingerichtet und 1768 ein Dragonerregiment aufgelöst und zu vier Schneeschuhläuferkompanien umgewandelt. Im Jahre 1804 wurde eine besondere Exerziervorschrift aufgestellt, die dann noch mehrfach verändert und den fortschreitenden militärischen Anforderungen angepaßt wurde. Dieses Beispiel hat man auch in Deutschland nachgeahmt. So sind unter anderem vom 2. Bataillon des Infanterieregiments in Goslar, vom Jägerbataillon Graf York v. Wartenburg (Ostpreußen) Nr. 1 in Ortelsburg und vom Magdeburgischen Jägerbataillon Nr. 4 Übungen auf Schneeschuhen abgehalten worden, die sehr befriedigende Ergebnisse lieferten.


Der Postbote auf Schneeschuhen.

Ebenso haben die Schneeschuhe verschiedentlich beim Forstpersonal Eingang gefunden. Zwar handelt es sich

hierbei weniger um Jagdzwecke, als zur Durchführung des Forstdienstes, aber auch so leisten die Schneeschuhe die besten Dienste. Bei hohem Schnee ist es dem Forstpersonal vielfach nicht möglich, zu den Futterstellen des Wildes zu gelangen. Mittels der Schneeschuhe aber können die Forstaufseher dem Wild überallhin Futter bringen, so daß es vor dem Verhungern bewahrt bleibt. Endlich legen auch die Landpostboten in manchen Gegenden, wie in Ostpreußen, im Harz, im bayrischen Wald und in Thüringen, Schneeschuhe an. Während sie sonst mühsam durch den Schnee stapften, fliegen sie jetzt in sausender Schnelle dahin.

Das Schneeschuhlaufen kräftigt ungemein, denn durch die Bewegungen der Füße, der Arme und des Oberkörpers zur Erhaltung des Gleichgewichts und durch den Aufenthalt in der frischen, klaren Winterluft erfährt der ganze Körper eine allseitige Durcharbeitung und wohltätige Anregung.





Die Tischordnung.

Humoreske von Rudolf Curtius.



Im Speisezimmer des Regierungsassessors Martin holt die große flämische Standuhr aus mattem, geschnitztem Eichenholz zum Schlage halb neun aus, mit jenem tiefen Tone, der die Mitte zwischen dem Dröhnen eines chinesischen Gongs und dem Krähen eines Kochinchinahahnes hält. Frau Emmi hat dem Herrn Gemahl schon zum dritten Male die Kaffeetasse gefüllt, die dieser achtlos leert, während er, in seine Zeitung vertieft, die Ernennungen studiert und berechnet, daß er bis zum Regierungsrat mindestens noch drei Jahre zu warten habe.

Wiederholt hat das junge, elegante Frauchen, das der Assessor im vergangenen Frühjahr heimgeführt hat, schon zum Reden Anlauf genommen, aber alles Räuspern und die verschiedensten Hms und Has haben die Aufmerksamkeit des Gatten nicht von seiner Lektüre abziehen können. Jetzt, da das Dienstmädchen das Kaffeegeschirr abgeräumt, und die Tür hinter sich geschlossen hat, kann Frau Emmi nicht länger an sich halten und sagt mit jenem Tone der ungeduldigen Eigenwilligkeit, der ihm an ihr als Mädchen immer

so gewaltig imponiert hat: „Jetzt lege aber endlich die Zeitung hin und hilf mir die Tischordnung machen.“

„Muß das jetzt schon sein?“ gibt der Angeredete zurück, indem er sich eine Zigarre anzündet und einen kläglichen Blick in den trübe und verdrießlich zu den Fenstern hereindämmernden, nebligen Wintermorgen wirft.

„Nun, ich dächte doch, es wäre die höchste Zeit,“ erwidert sie stark pikiert. „Das erste Fest, das wir in unserem Haushalt geben! Und ich habe doch noch den ganzen Tag alle Hände voll zu tun. Du freilich gehst vornehm jetzt auf dein Bureau, kommst um halb vier zurück, läßt inzwischen Gott den guten Herrn und mich die geplagte Hausfrau sein und runzelst als ungnädiger Jupiter donnergrollend die Stirn, wenn heute abend nicht alles klappt.“

„Ich habe gar nicht gewußt, daß ich ein solcher Barbar bin,“ erwidert er, den rechten Arm um die schlanke Taille seines Frauchens legend. „Aber gib halt den Kram einmal her! In fünf Minuten ist ja alles gemacht.“

„In fünf Minuten ist ja alles gemacht,“ echot sie höhnend zurück, indem sie einen kleinen Stoß Karten, die sie auf dem Büfett bereit gehalten, samt Bleistift und Papier herbeiholt. Dann läßt sie sich neben ihm nieder, ihm einen Kuß auf die bärtige Wange gerade dorthin applizierend, wo eine weiße Narbe zeigt, daß der Durchzieher gesessen hat, den er auf seiner ersten Mensur als Markomannenfuchs von seinem Gegenpaukanten zur Abfuhr erhalten hat.

„Also da ist zunächst mein Oberregierungsrat Späth samt Frau und Fräulein Tochter,“ beginnt er, die eingelaufenen Antworten schnell noch einmal durchmusternd; „dann der Doktor Eckardtsberg mit seiner Gattin

— der Oberlehrer Herzberg samt Frau lassen Gott sei Dank ablehnend danken — General und Generalin v. Mittnitz und Fräulein Poldi werden es sich zur Ehre schätzen, zu erscheinen; ditto Fräulein Ladenmann von der alten Garde, unser wandernder Lokalanzeiger. Major Wurmbrandt und der taube Professor Behrends sagen natürlich auch zu. Na, die beiden setzen wir links und rechts von Fräulein Lademann; die können da über dieses würdige Schlacht- und Ruinenfeld hinweg über die Erstürmung von Saint Privat und die neueste Papyrusrolle aus der Zeit Ramses' des Großen miteinander kohlen."

„Aber wer wird denn so schrecklich boshaft sein!" unterbricht Frau Emmi, sanft seinen wohlfrisierten Scheitel streichelnd. „Es sind doch die treuen Freunde deiner Eltern, die dich auf dem Knie geschaukelt haben. Und auf Fräulein Lademann lasse ich schon gar nichts kommen. Es ist häßlich von dir, Egon, daß du immer so über sie spottest. Sie hat ein goldenes Herz."

„Ja, besonders für ihre Katzen! — Übrigens hab' ich es ja nicht so böse gemeint," begütigt der Assessor, seiner Frau einzeln die rosigen Fingerspitzen küssend. „Bleibt also noch der Leutnant Tiedgens und die Krone aller Referendare, Herr Stägemann, meine Stütze und Stab in Kirchenbauangelegenheiten, übrigens ein unschuldiger Engel in allem, was Recht und Gesetze betrifft. Macht sechs Weiblein und sieben Männlein, in Summa dreizehn, uns beide eingerechnet also grade eine Mandel. Nun, du klügste aller Geheimratstöchter zwischen Konstanz und Memel, sag an, welche ist die Krone der Frauen, die unserer Tafel präsidieren soll?"

„Natürlich die Generalin. Ihr Mann nimmt unter unseren Gästen den höchsten Rang ein."

„So?“ erwidert der Herr Gemahl, mitleidsvoll lächelnd. „Das Kommandieren versteht sie allerdings, als ob sie den braven Mittnitz nicht erst geheiratet hätte, kurz bevor der Herr Oberst und Regimentskommandeur den blauen Bogen und als Pflaster darauf den Titel eines Generalmajors erhielt. Übrigens kennst du wohl nicht das Sprichwort: Und ist er einmal pensioniert, sich niemand mehr um ihn geniert?“

„Werden denn die Frauen mitpensioniert?“

„Gewiß werden sie das, mein Kind! Und dabei ist sie erst fünfundzwanzig Jahre alt, also ausgerechnet zwei ganze Jahre älter als du. Also ein volles Vierteljahrhundert wird auf uns herabpräsidieren. Das solltest du dir doch selber sagen, daß das nicht geht.“

„Mein Alter brauchtest du mir aber deswegen doch nicht wieder vorzuwerfen,“ antwortet Frau Emmi schnippisch und mit schmollender Miene. „Oder war ich etwa daran schuld, daß der Herr Assessor drei Winter mit mir tanzte, ehe er geruhte, allergnädigst anzufragen, ob ich die Seine werden wollte?“

„Aber so laß das doch nur gut sein; ich bekenne und bereue, daß ich ein hartgesottener Bösewicht bin,“ beschwichtigte der Assessor. „Aber auf den Ehrenplatz hat nun einmal nur eine ältere Dame Anspruch.“

„Also Fräulein Lademann?“

„Aber wo denkst du hin, Emmi! Hast du jemals schon gehört, daß man eine unverheiratete Dame auf den Ehrenplatz gesetzt hat?“

„O gewiß! Bei den kleineren Gesellschaften, die Papa im Winter in Liegnitz gab, war auf dem Präsidentenstuhl meistens eine unverehelichte Dame, Fräulein v. Liebenfels, und niemals hat jemand gefunden, daß das unpassend sei.“

„Ja, in Liegnitz!“ gab der Assessor gedehnt zurück;

„Liegnitz ist eben nicht Berlin! Und sieh mal, mein Lieb, wenn wir Fräulein Lademann auf den Ehrensitz setzen, so verzeiht uns das die regierende Frau Oberregierungsrat nie, und dein Mann ist so heilig und sicher in fünf Jahren noch immer Assessor, wie er sich jetzt eben wieder verzweiflungsvoll sein letztes spärliches Haar wegen der unseligen Tischordnung ausrauft."

„Nun, damit hat es wohl noch seine guten Wege," erwidert Frau Emmi, dem Gatten ein brennendes Streichholz für seine ausgegangene Havanna präsentierend. „Zugestanden also! Frau Oberregierungsrat bekommt den Ehrenplatz, denn darauf steuerst du ja nur los! Wer erhält dann den Vorzug, sie zu Tische zu führen?"

„Natürlich der General."

„Ei, mein kluger Herr und Gebieter, weißt du denn nicht mehr, wie die beiden übers Kreuz miteinander waren, als der Amtsrichter Kunde gleichzeitig der Poldi und der Agathe den Hof machte und —"

„Als beide Familien," setzte der Assessor die Rede fort, „eine Erklärung erwarteten, sich lieber nach Goldap versetzen ließ, um sein bedrohtes Ich aus dem Kreuzfeuer in Sicherheit zu bringen. Das ist freilich wahr," monologisierte er nachdenklich weiter. „Aber wie wäre es mit dem Major?"

„Der schreit, als ob er eine Brigade zu kommandieren hätte, und du weißt, Frau Späth hat Nerven."

„Und was für welche!" lachte der Assessor, einen verstohlenen Seitenblick nach der Uhr werfend, deren Zeiger sich der neunten Stunde näherten. „Also dann muß der Professor daran glauben."

„Damit er ihr wieder wie neulich bei Marquards eine Stunde lang von den Mumienbildern aus el Fayûm

vorerzählt, was sie natürlich für eine nichtswürdige Anzüglichkeit gehalten hat."

„Dann bleibt nur noch der Doktor Eckardtsberg übrig," meinte der Assessor mit einer dumpfen Grabesstimme, „denn den Leutnant und den Referendar wirst du ihr doch wohl nicht zur Seite geben wollen?"

„Durchaus nicht, denn die brauchen wir für die jungen Damen," stimmte Frau Emmi freudigst bei, die Namen auf dem Bogen notierend, wo ein mißratenes längliches Viereck die Tafel vorstellen sollte. „Nun aber weiter."

Weiter aber ging es nicht; denn in demselben Augenblick erhob der hölzerne Kochinchinahahn wieder seine Stimme, um zu verkünden, daß es neun Uhr sei. Der Assessor, der in den letzten Minuten schon mit Zeichen sichtlicher Unruhe auf seinem Stuhl herumgerückt war, erhob sich, indem er meinte: „Aber jetzt entschuldigst du mich wohl. Du siehst, ich muß ins Amt. Wer weiß, ob ich mit dem nächsten Straßenbahnwagen mitkomme, und Pünktlichkeit ist die erste Pflicht eines gewissenhaften Staatsdieners. Übrigens müßtest du nicht die kluge Tochter meiner hochverehrten Frau Schwiegermutter sein, wenn dir nicht ohne mich die Tischordnung spielend gelänge, bei deren Entwurf dir die Mitwirkung deines gedankenarmen Gatten nur hinderlich sein kann."

Damit erhielt Frau Emmi ihren Abschiedskuß, und unter einigen gesucht linkischen Tanzstundenverbeugungen schlüpfte der Assessor auf dem weichen Teppich lautlos zur Tür hinaus, nicht ohne dabei an das Dienstmädchen anzurennen, von welcher es ungewiß sein konnte, ob sie gehorcht hatte oder wirklich das gereinigte Kaffeegeschirr hatte hereintragen wollen, das bei dem unerwarteten Zusammenstoß klirrend zu Boden fiel. —

Als der Assessor gegen drei Uhr wieder nach Hause kam, hatte die kleine Frau mit vielem Nachdenken und oftmals von Köchin, Stubenmädchen und Lohndiener, die nach dem und jenem zu fragen kamen, eine Tischordnung zusammengebracht, die als die einzig glückliche Lösung der Schwierigkeiten vom Gatten sofort zum Gesetz erhoben wurde, wobei er nicht unterließ, frohlockend zu betonen, wie sehr er recht gehabt habe, diese Aufgabe allein ihrem Scharfsinne zu überlassen.

Sichtlich beruhigt setzte sich das Ehepaar zu dem heute besonders frugalen Mittagessen, als es klingelte, und die Zofe ein Billett hereinbrachte, laut welchem Doktor Eckardtsberg und Frau auf das tiefste bedauerten, durch eine plötzliche Erkrankung der Mutter des Doktors zur sofortigen Abreise nach Magdeburg gezwungen zu sein, weswegen sie auf die Ehre 2c. 2c. verzichten müßten.

Mit einem wilden Fluch, der die Zofe zu sofortigem Rückzug veranlaßte, schleuderte der Assessor das Billett von sich, das die mühevoll ausgesonnene Tischordnung vollständig über den Haufen warf. Dann begann man aufs neue die Arbeit; aber es wollte nicht zusammengehen, und obwohl man sich endlich zu dem tollkühnen Unterfangen entschloß, die Frau Oberregierungsrat durch den General zu Tisch führen zu lassen, entdeckte man die gräßliche Tatsache, daß es nun dreizehn Personen seien.

„Unmöglich!“ ächzte der Assessor.

„Unmöglich!“ bestätigte ratlos die Gattin.

Endlich raffte sich der Assessor zu einem energischen Entschlusse auf. „Hier können nur noch Steinbrechers helfen — wenn sie nämlich wollen,“ setzte er nach einem Augenblick zögernd hinzu.

Das Steinbrechersche Ehepaar bewohnte nämlich

das unter der Wohnung des Assessors belegene Quartier im ersten Stock. Man hatte sich vor wenigen Monaten in der Sommerfrische in Friedrichsroda kennen gelernt und angenehme Tage miteinander verlebt. Herr Steinbrecher hatte schon vor vielen Jahren die kaum begonnene Rechtsanwaltspraxis an den Nagel gehängt, um als juristischer Beirat in den Dienst einer großen Versicherungsgesellschaft zu treten. Der Umstand, daß das eben keine Staatsanstellung war, bildete den Grund, weshalb man in Berlin den Verkehr nicht weiter fortgesetzt hatte, sondern es bei einem Höflichkeitsbesuch bewenden ließ, der ebenso höflich erwidert wurde, ohne daß man daraus weitere gesellschaftliche Konsequenzen zog.

„Auf nach Canossa!“ deklamierte der Assessor in tragikomischer Haltung, „wir müssen augenblicklich hinuntergehen, de- und wehmütig den wahren Sachverhalt einbekennen; und, wie ich sie zu kennen glaube, werden sie uns nicht im Stiche lassen.“

„Aber was werden unsere anderen Gäste dazu sagen?“ wagte Frau Emmi schüchtern einzuwenden.

Der Assessor wurde plötzlich sehr ernst. „Steinbrecher,“ begann er, „ist ein gebildeter, feiner Mann, ebenso wie die anderen, die heute an unserem Tische sitzen werden, und verdient sich durch anstrengende Geistesarbeit das Dreifache meines Gehaltes. Seiner Frau aber braucht er sich in keinem Gesellschaftskreise zu schämen. Darum komm, sonst bricht auch dieser letzte Rettungsanker.“

So stieg man denn eine Treppe tiefer. Es ging besser, als man erwartete. Bereitwilligst sagte das so viel ältere Ehepaar zu, welches ihren etwas befangenen Besuchern mit dem herzlichsten Entgegenkommen über das Peinliche der Lage hinweghalf.

Oben wieder angekommen, griff der Assessor aber schleunigst nach seinem Hute, um sich nach so viel Aufregung noch schnell, ehe seine Hausherrnpflichten begannen, im nahen Spatenbräu mit einem Glase Echten zu stärken. —

Um acht Uhr strahlten die Zimmer des Ehepaars Martin im feenhaften Lichterglanze, und der Kochinchinahahn hatte kaum die bedeutungsvolle Stunde ausgerufen, als der Lohndiener auch schon die Türen vor Herrn und Frau Steinbrecher öffnete. Noch ehe man aber zum Sitzen gekommen war, läutete es zum zweiten Male, worauf der dienende Geist an Frau Emmi, die leichenblaß wurde, ein zierliches, duftendes Billett überreichte, das, nach dem Parfüm zu schließen, nur von Oberregierungsrats kommen konnte.

„Verehrter Herr Kollege!“ schrieb der Oberregierungsrat. „Meine Frau hat in letzter Stunde wieder ihre Migräne bekommen. Um Ihnen Ihre Tischordnung nicht umzuwerfen, bleibe auch ich zu Hause, schicke Ihnen aber doch wenigstens unsere Agathe, welche Fräulein Lademann unter ihre schützenden Fittiche nehmen wird.“

„Nun schlägt es wieder dreizehn,“ stöhnte der Assessor, sich an eine Ebenholzsäule anlehnend, daß die darauf postierte Büste beinahe heruntergestürzt wäre.

„Ja, jetzt sind wir wieder dreizehn!“ kam es fast tonlos von Frau Emmis Lippen.

„Alle Mühe umsonst!“ knurrte der Assessor weiter. „Das nächste Mal lasse ich meine Gäste beim Tee ausknobeln, wie sie sitzen sollen. Was nun?“

„Nur gemach,“ ergriff Herr Steinbrecher das Wort. „Nichts einfacher als das; lassen Sie mich nur machen, denn ich habe ein unfehlbares Rezept für solche Fälle.“

„Ja, und tausendmal ja,“ erwiderten wie aus

einem Munde die Gastgeber, „Sie haben Generalvollmacht.“

Steinbrecher öffnete die Tür zum anstoßenden Speisezimmer, in welches ihm das Martinsche Ehepaar, neugierig auf sein Tun, folgte. Dort sammelte er alle von Frau Emmis Hand schön geschriebenen Tischkarten ein, riß sie mitten durch und ließ sie in der Tasche seines Frackschoßes verschwinden.

„Um Gottes willen, was tun Sie denn?“ jammerte der Assessor in verzweifelten Tönen.

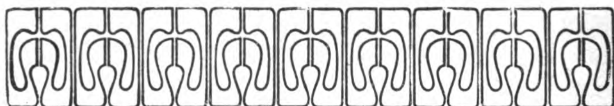
Aber weitere Erörterungen wurden durch die Ankunft neuer Gäste abgeschnitten, durch deren Empfang der Assessor und seine Gattin völlig in Anspruch genommen wurden. Er wurde sich seiner schwierigen Lage auch erst wieder bewußt, als der Lohndiener meldete, daß angerichtet sei.

Suchenden Blicks schaute er sich nach Herrn Steinbrecher um, der als getreuer Mentor auch schon hinter ihm stand und ihm zuflüsterte: „Nun fordern Sie die Herren ganz einfach auf, die Damen zu Tische zu führen.

Mechanisch befolgte der Assessor die Weisung, denn Zögern war ausgeschlossen und nutzlos. Wie man gerade im Gespräch war, bildeten sich die Paare. Man sah zwar manches erstaunte Gesicht, um so mehr als man auch an der Tafel keine Plätze belegt fand. Das war ja gegen alles Herkommen! Aber in der nächsten Minute saß man.

Als der Assessor dann, während der erste Gang herumgereicht wurde, seine Leidensgeschichte mit der Tischordnung erzählte, löste sich die Verwunderung in allgemeine Heiterkeit. Man behauptete noch lange nachher, sich selten so gut unterhalten zu haben wie bei Martins.





Das Lebendigbegrabenwerden bei den Yogis.

Indische Skizze von Dr. T. Witry.



Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Schon im Anfange des 19. Jahrhunderts gelangten Erzählungen nach Europa, nach welchen fälschlich Fakire genannte Angehörige der indischen Asketensekte der Yogis das Vermögen besitzen sollten, sich in einen dem Winterschlafe gewisser Tiere ähnlichen Zustand zu versetzen und in diesem längere Zeit, selbst monatelang in abgeschlossenen Räumen, sogar unter der Erde, zu verweilen, ohne das Leben einzubüßen. Es ist begreiflich, daß speziell das Lebendigbegrabenwerden der Yogis lebhaftes Interesse erregte.

Die genauere Kenntnis dieser Zustände verdanken wir dem Deutschen H. Walter, dem Franzosen Blois und dem Oxforder Professor Max Müller, der übrigens auch ein Deutscher war.

Zwischen Fakiren und Yogis besteht ein tiefgehender Unterschied. Die Fakire sind mohammedanische Bettelmönche, Derwische, während der Yogi immer ein Hindu ist und der Religion des Brahmanismus angehört.

Der Lebenszweck der Yogis ist die Vereinigung (Yoga) mit der Weltseele, dem Brahman. Um diese zu erreichen, üben sie sich nach den Vorschriften des Yogasystems entweder in philosophischen und religiösen Betrachtungen und Versenkungen, oder auf der niederen Stufe in Fasten, Kasteiungen und allen möglichen Arten von körperlichen Torturen, und viele gelangen nach und nach dahin, das Atembedürfnis und die anderen Lebensfunktionen auf ein Minimum zu beschränken.

Die Ausüber der Yoga leben abseits von der großen Menge und haben meist einen oder mehrere Schüler um sich, denen sie ihre Geheimnisse mitteilen. Manche genießen beim Volke den Ruf von Heiligen.

So hat uns Max Müller das Leben des Yogi Ramakrischna beschrieben. Dieser Mann hatte keine höhere Bildung genossen und konnte kaum einige Worte Sanskrit. Er lebte im Schatten der Palmen und Bananen eines heiligen Haines und war fast beständig in Ekstase. Aber in dieser nervösen Krise unterhielt er sich immer mit den zahlreichen Besuchern, welche aus allen Teilen Bengalens zu ihm strömten. Seine Worte waren sanft, und er weinte viel. Max Müller hat seine Lehren gesammelt. Es ist eine lange Folge mystischer Ergüsse und Parabeln. Außer seinem Gotte verehrte dieser Yogi auch jene der anderen Völker. Er zitierte voll Verehrung die Sprüche der Bibel, die Verse des Korans. Er starb im Alter von sechzig Jahren. Um sich vollständig der Askese widmen zu können, hatte er seine Frau verlassen. Später zog diese jedoch in seine Nähe und sorgte für seine täglichen Lebensbedürfnisse. Er nannte sie dafür Mutter. Seine Schüler behaupten, er sei im „Samadhi", in dieser erwähnten Art Ekstase, verklärt gewesen und habe sich

dabei einige Fuß über dem Boden schwebend in der Luft erhalten.

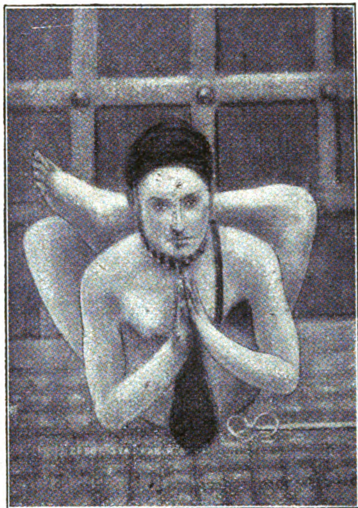
Sein Schüler Vivekanandha, welcher erst vor kurzem starb, hat in Nordamerika jährliche Vortragsreisen ausgeführt und dort auch über die körperlich-religiösen Übungen der Yogaschule gesprochen.



Doppelzelle von Yogis.

Die höchste und letzte Vereinigung mit dem Brahman geschieht im sogenannten Tiefschlaf, einer Art Scheintod, der eintritt, indem man den Lebensprozeß auf das äußerste verlangsamt. Die Nerven sollen in völlige Gefühllosigkeit geraten, der ganze innere Mensch soll in eine so große Ruhe kommen, daß die Beschaulichkeit durch keinerlei von außen kommende Eindrücke gestört wird. Darum lebt der Yogi allein oder auch zu zweien in einer unterirdischen Zelle, der gupha.

Dieselbe ist klein, hat nur eine niedrige Tür und liegt in einer Gegend, wo wenig Verkehr ist. Sie ist von einer Mauer umgeben. Der Yogi hat nur die allernotwendigsten Geräte des täglichen Lebens. Als Stab dient ihm ein eiserner Dreizack, um den er gerne die Lieblingsblume der Götter, den Jasmin, windet. Als Teppich für seine Betrachtungen hat er gern ein Tigerfell, weil dieses ihn elektrisch isoliert. Sein Bett besteht aus Gras, Blättern und Wolle. Fleisch und Alkohol genießt er nie; Milch, Reis, Butter und Honig sind seine Hauptnahrungsmittel.



Yogi in Asanastellung. I.

Um die höchste Stufe des Mystizismus, die Ekstase, zu erreichen, unterwirft er sich nun jahrelang einem System erprobter gymnastischer Übungen, die alle darauf hinauslaufen, den Stoffverbrauch des Körpers auf ein Minimum herabzusetzen. Diese Übungen heißen „Asanas“.

Es gibt deren 32. So müssen zum Beispiel Arme und Beine in die schwierigsten Positionen gebracht werden. Wer das „Padmasana“ fertig bringen will, muß den rechten Fuß auf den linken Oberschenkel und den linken Fuß auf den rechten Oberschenkel legen; dann kreuzt er beide Hände auf dem Rücken und erfaßt die Zehen

der gekreuzten Füße. Nun stützt er das Kinn auf die Brust und fixiert mit den Blicken die Nasenspitze. Bis zu welcher akrobatenhaften Verrenkung der Körperstellung diese Übungen führen, zeigen die Asanastellungen unserer Abbildungen, auf denen die Beine nach hinten und oben, fest am Rücken liegend, übereinander geschlagen sind, und der Yogi trotzdem volle Bewegungsfreiheit der Arme und des Kopfes beibehält.

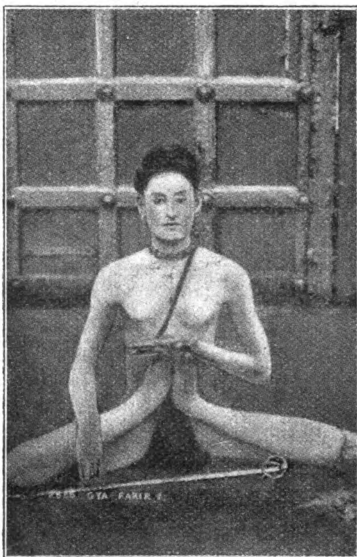


Yogi in Asanastellung. II.

Angenehm sind diese heiligen Stellungen sicherlich nicht, aber die schwerste Übung ist die Beherrschung des Atems, das „Pranayama“.

Zu diesem Zwecke macht sich der Yogi 24 Einschnitte ins Zungenbändchen, alle acht Tage einen. Nach jedem Einschnitte „melkt“ er seine Zunge, das heißt er zieht sie so weit als möglich heraus, um sie zu verlängern, er fastet dabei in immer steigendem Maße und übt sich darin, die Atmung mehr und mehr zu verringern und fast ganz aufzuheben. Ist die Zunge lang genug, so beginnt er mit den Übungen, sie zu „verschlucken“, so daß sie die Luftröhre schließt. Ist er so weit gelangt, daß er dadurch die Atmung zum

Stillstand bringen kann, dann fastet er zwei Tage völlig, füllt Magen und Därme mit Luft, setzt sich in die heilige Stellung, atmet tief und füllt auch die Lunge mit Luft. Dann schließt er die Kehle mit der zurückgelegten Zunge, atmet nicht mehr und ist nun bereit zum Yoga- oder Tiefschlaf, zum hysterischen Scheintod. In diesem Zustande kann er lebendig begraben werden.



Asanastellung der Meditation.

Dies scheint festzustehen, denn obwohl die Leichtgläubigkeit, die Einbildungskraft und auch die Hinterlist der Hindus groß sind, so kann man doch wohl jene Fälle des Lebendigbegrabenwerdens als wahr annehmen, welche in den letzten 25 Jahren in Gegenwart und unter Kontrolle von Europäern stattgefunden haben. Wir kennen drei derartige authentische Fälle.

Der erste kam in Kalkutta vor. Der Militärarzt Doktor Paul Nobin-Chander war Zeuge davon. Der zweite wurde in Lahore im Pandschab beobachtet und von Doktor Mac Gregor beschrieben. Der dritte spielte in Dschaisalmir in Radschputana. Der Leutnant A. H. Boileau schildert ihn uns.

Ich will auf die zwei letzten Fälle, welche typisch sind, näher eingehen.

Der eine der Yogis kam durch Lahore und ließ verkünden, er werde sich in einer Kiste auf eine gewisse Zeit in die Erde vergraben lassen. Der Maharadscha Randschit beschloß, den Mann auf die Probe zu stellen. Der Yogi wurde also in eine hölzerne Kiste gelegt, welche eine Doppeltür hatte, die mit Riegel und Schloß verschlossen war. Diese Art Sarg wurde nun im Parterre eines Hauses, das freistehend in einem Garten lag, eingegraben. Die Tür des Hauses wurde ebenfalls verschlossen. Der Garten selber war von einer hohen Mauer umgeben, und das Tor darin war vermauert worden. Um zu verhindern, daß irgend jemand sich nähern könne, waren Schildwachen um die Mauer herum aufgestellt, welche regelmäßig abgelöst wurden.

Diese scharfe Überwachung dauerte 40 Tage und 40 Nächte. Nachdem dieser durch den Yogi selbst festgesetzte Termin verstrichen war, wurde der Eingegrabene in Gegenwart des Maharadscha, dessen Enkels, einiger Sirdars, darunter General Ventura, des Kapitäns Warole und des Doktor Mac Gregor ausgegraben. Man legte eine Bresche in die Mauer, öffnete die Haustür und legte die Kiste bloß. Der Yogi wurde in dem weißen Tuche gefunden, worin er begraben worden war. Die Hände und die Arme waren fest an die Seiten angepreßt, und die Beine gekreuzt. Man goß ihm zuerst warmes Wasser über das Haupt, dann zog man die Wachspfropfen aus seiner Nase, die er sich selbst vorher eingelegt hatte. Sogleich atmete der Mann tief; man öffnete ihm den Mund. Die Zunge lag fest am Gaumen; sie wurde losgelöst und mit Essenzen eingerieben. Desgleichen die Lippen. Während dieser ganzen Zeit fühlte Doktor Mac Gregor keinen

Pulsschlag, obgleich die Temperatur des Körpers weit über der normalen war. Die Beine und Arme wurden losgelöst und in normale Stellung gebracht, die Lider



Der lebendig begraben gewesene Haridas

wurden emporgehoben und gerieben. Die Augen selber hatten einen trüben, verschleierten Blick gleich dem eines Toten.

Nach und nach jedoch kam Leben in den Mann.

Der Puls wurde wahrnehmbar, und die Temperatur des Körpers sank. Der Erwachende konnte anfangs nur einige Worte hervorbringen, die schwach verständlich waren und mit großer Anstrengung von den Lippen geformt wurden. Aber bald erholte er sich völlig. Er erhielt von dem Maharadscha eine goldene Kette, seidene Tücher und Goldbehänge und eine große Summe Geldes.

Er hieß Haridas. Viele hochgestellte englische Damen interessierten sich für ihn und priesen ihn der Welt als das Muster eines Heiligen. Aber er enttäuschte die holden Wesen schwer. Nachdem er durch die Freigebigkeit des Maharadscha ein nach seinen Begriffen wohlhabender Mann geworden war, verschwand er eines Tages mit einer hübschen Hindufrau und ging mit ihr ins Himalayagebirge.

Auch der in Dschaisalmir eingegrabene Yogi gibt den Physiologen und Psychologen zu denken. Er war ein Mann von 35 Jahren, der ständig herumwanderte und sich für große Summen begraben ließ. Als ihn der Leutnant Boileau beobachtete, hatte ihn der dortige Radscha kommen lassen, um durch ihn einen Thronerben zu erbitten. Man grub den Yogi in einem kleinen Gebäude ein, das 10 Fuß zu 8 Fuß groß war. In den Boden war ein Loch gemacht, das nur 3 Fuß zu 2 Fuß maß und nur 1 Meter tief war. Dort hinein hockte sich der Yogi, eingenäht in ein Leichentuch, die Fußsohlen am Magen anliegend und die Hände auf der Brust gekreuzt. Zwei schwere Bohlen, die 6 Fuß lang und mehrere Zoll dick waren, verschlossen das Grab. Die Zwischenräume wurden mit Gips verstrichen. Die Tür des Gebäudes wurde vermauert, und Wächter wurden rundherum aufgestellt.

Nach einem Monate öffnete man das Grab. Der Yogi war bewußtlos, die Augen waren geschlossen, die

Hände steif, die Magengegend eingefallen, und die Zähne waren dermaßen fest aufeinandergepreßt, daß man sie mit einem eisernen Instrumente öffnen mußte, um dem Manne etwas Wasser einflößen zu können. Er blieb auch sehr schwach, als er zu sich gekommen war, und mußte von zwei Männern gestützt werden.

W. Osborne erzählt noch außerordentlichere Einzelheiten von einem Yogi aus dem Jahre 1840. Man entkleidete den Yogi gänzlich und hüllte ihn in ein Tuch ein. Als er in Lethargie verfallen war, siegelte man das Tuch mit dem Siegel des Radscha rundum zu und legte den Mann dann in eine Holzkiste, die ebenfalls zugesiegelt wurde. Diesen Sarg hing man in einem unterirdischen Gewölbe auf, das mit Erde zugeschüttet und in welche Gerste gesät wurde. Im Zeitraume von sechs Monaten ließ der Radscha aus Vorsicht den Yogi mehrere Male bloßlegen. Man fand ihn immer in derselben Stellung.

Endlich, nach zehn Monaten, wurde er definitiv ausgegraben. Der Kopf war warm, der übrige Rest des Körpers kalt, aber sonst ohne Veränderungen.

Osborne fügt hinzu, daß die Engländer den Versuch unter noch strengeren Vorsichtsmaßregeln wiederholen wollten. Man versprach dem Manne 1500 Rupien und eine Jahresrente von 200 Pfund Sterling, wenn er unter verriegelten Türen und unter der Bewachung englischer Soldaten den Versuch wiederhole. Aber er verlangte, daß auch seinen Glaubensgenossen ein zweiter Schlüssel zum Grabe eingehändigt werde, und daß nur Indier die Wache beziehen sollten. Er fürchte, sagte er, daß die englische Regierung seinen lethargischen Schlaf dazu benütze, um ihn sterben zu lassen. So fand der Versuch nicht statt. —

Wie bestehen nun diese außerordentlichen Leistungen

vor der Kritik des unbefangenen Zuschauers und des Gelehrten?

Jules Bois, welcher diese Phänomene eingehend in Indien studierte, schreibt darüber: „Ich stehe diesen Erscheinungen mit einem, übrigens sympathischen, Mißtrauen gegenüber. Die Guphas, welche ich besuchte und worin der Yogaschlaf geübt wird, lassen der äußeren Luft immer Zutritt. Selbst wenn man annimmt, daß sie völlig verschlossen waren, blieb für den Yogi, welcher nicht mehr zu atmen schien, aber dennoch schwach und in langen Intervallen atmete, ein für ihn genügender Kubikinhalt Luft. Dann muß man berücksichtigen, daß das Haus und der Garten, worin der Yogi vergraben ist, zwar scharf überwacht wird, nicht aber der Raum selbst, worin er liegt. Nun aber übertreffen die Geschmeidigkeit und List der Asiaten alles Denkbare. Warum läßt sich denn solch ein Yogi nicht einfach in einen Glassarg einschließen, welcher in einem der großen chemischen Laboratorien von Lahore aufgestellt werden könnte? Dort würden ihn englische Gelehrte ruhig, kühl und vorurteilslos überwachen.“

Bois hält es für möglich, daß der Yogi etwas Nahrung mit in sein Grab nehmen kann; daß er, dank der Geschmeidigkeit, welche er durch die gymnastischen Übungen der „Asana“ erlangt hat, seine Stellung verändern kann; ferner, daß er selbst oder seine Glaubensgenossen auf irgend eine Art für genügende Zufuhr frischer Luft sorgen.

Andere Beobachter halten die Sache für möglich, und es muß zugegeben werden, daß wir ein Analogon für den Yogaschlaf im Winterschlaf mancher Tiere haben. Auch in Europa gibt es überdies Fälle von schweren hysterischen Zuständen, bei denen das Leben jahrelang bei äußerst geringer Nahrungsaufnahme er-

halten bleibt. Endlich liefert uns die Geschichte der Anachoreten und der Heiligen und die Annalen unserer Irrenanstalten Beweise dafür, daß Menschen wochenlang mit den minimalsten Mengen Nahrung und Wasser leben können.

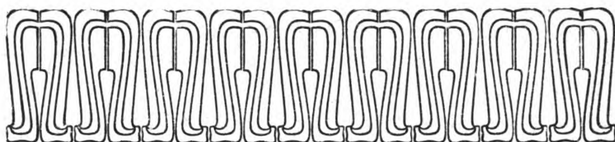
In den Bereich der Unmöglichkeit gehören demnach diese Phänomene nicht. Jahrelanger Schlaf wird auch bei uns nicht so selten von den Ärzten beobachtet. Und so können wir denn auch einem Nervenarzte, Doktor Löwenfeld, das Schlußwort lassen. Er zitiert den Sanskrittext über die Ekstase: „Von allen Zuständen befreit, von allen Gedanken verlassen, ist nun der Yogi gleich einem Toten, aber erlöst. Der Yogi, der Samadhi erreicht hat, wird vom Tode nicht verzehrt, vom Karma nicht gequält und von keinem anderen erreicht. Der Yogi, der Samadhi erreicht hat, kennt weder Geruch, noch Geschmack, noch Farbe, noch Tastgefühl, noch Laut, noch sich selbst, noch einen anderen. Sein Geist schläft nicht, auch wacht er nicht, ist von Erinnerung und Vergessen befreit; er geht nicht zu Grunde, auch entsteht er nicht. Wer Samadhi erreicht hat, der ist erlöst. Der kennt weder Kälte noch Wärme, weder Glück noch Unglück, weder Ehre noch Verachtung. Wer gesund und im wachen Zustande gleich einem Schlafenden verweilt und weder aus- noch einatmet, der ist sicher erlöst; der Yogi, der Samadhi erreicht hat, ist unverletzlich für alle Waffen, von Sterblichen nicht zu überwältigen, unangreifbar für Zauberei."

Mit diesen Worten wird ein Zustand geschildert, der an manche Zustände hysterischer Lethargie erinnert, in welchem die stärksten äußeren Reize keine Reaktion hervorrufen und die Zirkulations- und Respirationstätigkeit auf ein Minimum herabgesetzt ist — hysterischer Scheintod.

Bei näherer Betrachtung des gesamten von den Yogis zur Erzielung des Yogaschlafes gebrauchten Verfahrens läßt sich nicht verkennen, daß dieselben zum Teil Mittel anwenden, ähnlich denen, die wir gegenwärtig zur Einleitung der Hypnose benützen. Die systematische Ablenkung der Aufmerksamkeit von der Außenwelt, welche durch Ruhe der Umgebung begünstigt wird, das anhaltende Verweilen in bestimmten Stellungen, die Fixation, die zum Teil allein, zum Teil in Verbindung mit anderen Übungen gebraucht und offenbar als eine sehr gewichtige und deshalb geheim zu haltende Prozedur betrachtet wird, das Horchen auf Geräusche im Innern des Körpers u. s. w. — alle diese Maßnahmen müssen als zum Teil die Hypnose vorbereitende, zum Teil die Hypnose hervorbringende Einwirkungen betrachtet werden.

Die Kunst der Atmungshemmung wird wahrscheinlich nicht durch Übung allein, sondern auch durch Autosuggestion in der Hypnose erreicht, und durch dieses Phänomen und seine Folgen erfuhr erst die Autohypnose die Umwandlung in jenen scheintodartigen Zustand, der in der jüngeren Periode der Sanskritliteratur geschildert ist.





Im Bannkreis von Geroldseck.

Bilder aus Kufstein und seiner Umgebung.

Von Herm. Giersberg.

Mit 7 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Des Reisenden, den das Dampfroß zum ersten Male von München her durch das liebliche Inntal den Tiroler Bergen zuführt, wartet gar manche anmutige Überraschung. Keines der zahlreichen schönen Landschaftsbilder auf dieser Strecke aber dürfte einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf ihn hervorbringen als der Anblick der plötzlich auf schroffer Felsenhöhe vor ihm aufsteigenden alten Feste von Kufstein. Während die Bahn bis dahin zwischen den dicht an den Fluß herantretenden Bergen dahingefahren ist, öffnet sich hier, an der Grenze zwischen Bayern und Tirol, unerwartet ein weites Amphitheater, dessen Umrahmung gewaltige, himmelanstrebende Bergstöcke bilden und dessen Inneres wie ein prächtiger, farbenbunter Teppich erscheint.

Nirgends in seinem ganzen Laufe hat der muntere Inn eine so reizvolle Uferszenerie aufzuweisen wie hier, und es ist zu bedauern, daß die große Mehrzahl

der Reisenden nicht länger in Kufstein verweilt, als es für die unvermeidliche und zumeist recht unwillkommene Zollrevision erforderlich ist. Ein Aufenthalt von mehreren Tagen würde sicherlich niemand gereuen. Denn wenn schon das freundliche Bergstädtchen selbst eines Besuches sehr wohl wert ist, so bietet seine nähere und weitere Umgebung vollends des Anziehenden und Interessanten eine schier unerschöpfliche Fülle.

Was dem Ankömmling zuerst ins Auge fällt, ist natürlich die einst so bedeutende Festung, um die in manchem erbitterten Kampfe heiß und lange gerungen worden ist und die sich geraume Zeit hindurch sogar des Rufes der Uneinnehmbarkeit erfreute. Von steiler Felsenhöhe dräut sie ins Tal hinab, dem Laien auch heute noch gar stattlich und trutzig erscheinend. Hoch über die trotzigen Wälle ragt der mächtige Rundbau des Kaiserturms mit seinem seltsam geformten Dache empor. Er war einst der Bergfried der alten Festung Geroldseck, dann aber diente er viele Jahre als österreichisches Staatsgefängnis für politische Verbrecher. Von ihm aus genießt man einen wundervollen Rundblick über die Stadt und das weite Tal mit seinen gesegneten Feldern und reichen Obstkulturen, seinen stattlichen Bauerngehöften und überallhin verstreuten zierlichen Kirchlein und Kapellen.

Die Festungswerke sind zumeist in das harte Felsgestein gehauen, und der Umstand, daß es nur einen einzigen Zugang hatte, trug in jenen entlegenen Zeiten, wo die Belagerungskunst noch sehr weit von ihrer jetzigen Höhe entfernt war, gewiß nicht wenig dazu bei, Geroldseck zu einem starken, fast unüberwindlichen Bollwerk zu machen.

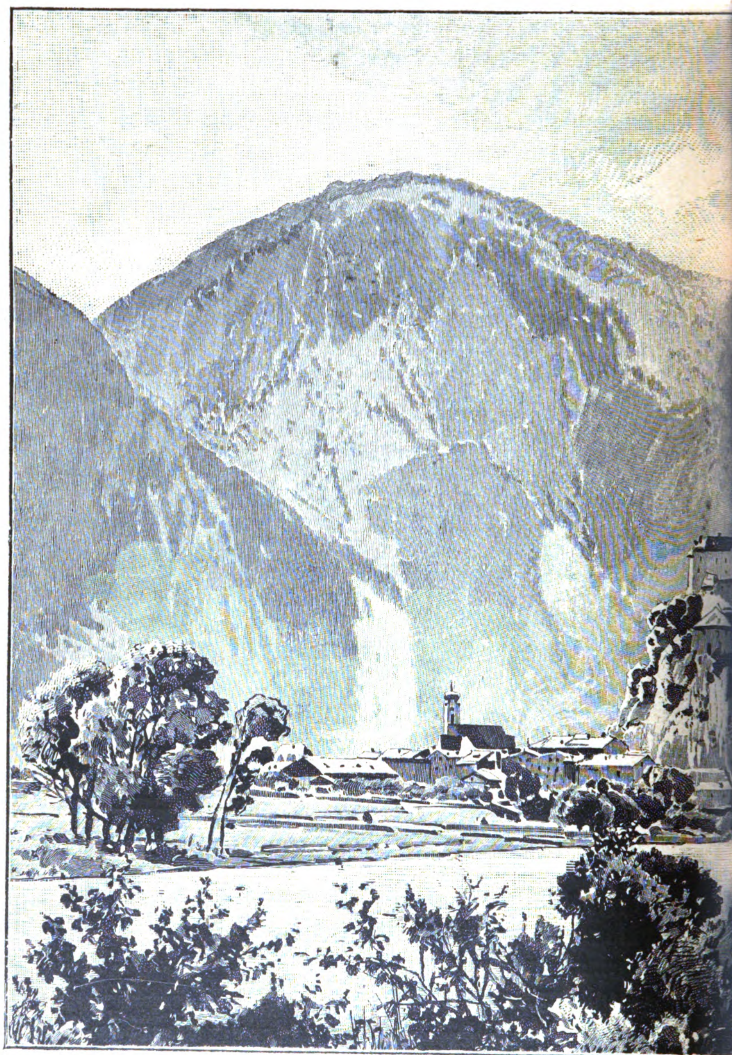
Das Städtchen Kufstein selbst mit seinen wenig mehr als viertausend Einwohnern zieht sich anmutig

unterhalb der Festung an beiden Ufern des Innflusses dahin. Es hat nur wenige, allerdings meist breite und schöne Straßen, deren stattliche Häuser mit ihren Giebeln und Erkern, ihren blumengeschmückten Fenstern und freundlichen grünen Fensterläden überaus wohnlich und anheimelnd wirken. Gleich wenn man vom Bahnhofe aus über die Innbrücke die Stadt betritt, trifft



Straße in Kufstein.

man auf den auf unserem Bilde sichtbaren eisernen Brunnen, der mit seinen edlen gotischen Formen eine hervorragende künstlerische Zierde Kufsteins bildet. Auch an anderen hübschen Denkmälern der profanen Kunst fehlt es nicht. So errichteten die dankbaren Einwohner ihrem ehemaligen Bürgermeister Anton Kink, der sich hohe Verdienste um die jetzt in so großer Blüte stehende Kufsteiner Zementindustrie erwarb, auf dem oberen Stadtplatze ein schönes Monument, und auf dem zu Füßen des Kal-



Ansicht v



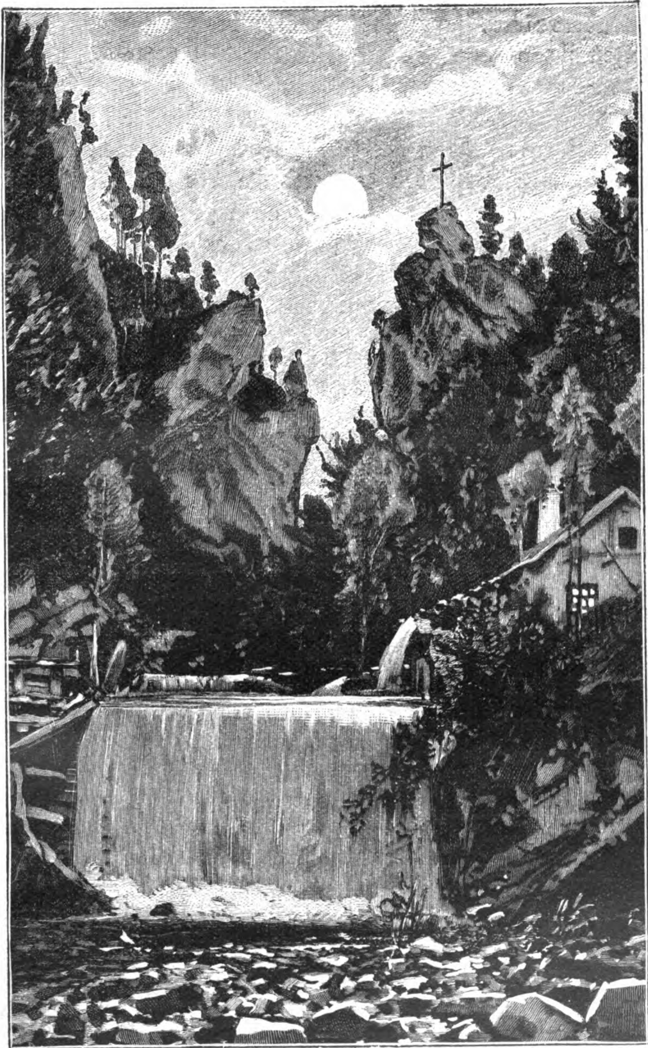
n Kufstein.

varienberges liegenden Friedhofe erhebt sich ein Denkmal des berühmten Nationalökonomen Friedrich List, der hier im Jahre 1846 aus dem Leben schied.

An sehenswerten Kirchenbauten hat Kufstein nicht weniger als drei aufzuweisen. Die Stadtpfarrkirche ist besonders interessant durch die sie umgebenden alten Epitaphien und durch das auf dem Kirchplatze stehende, im Jahre 1898 errichtete Denkmal für den als Seelsorger und Wohltäter um Kufstein hochverdienten Dechanten D. M. Hörfarter. Auch die benachbarte Dreifaltigkeitskirche, in deren jetziger Gruftkapelle einst die Waffen und Rüstungen der Festungsbesatzung verwahrt wurden, ist reich an bemerkenswerten Grabsteinen. In der schönen Krankenhauskirche zum Heiligen Geist dagegen wird die Aufmerksamkeit des Besuchers zumeist durch Freskomalereien von bedeutendem künstlerischen Werte gefesselt, welche die Basilika schmücken.

Wer sich Zeit läßt, die halbverwitterten und vom Zahn der Zeit arg benagten Inschriften auf den Gruftplatten der Kufsteiner Kirchen zu entziffern, der wird dabei auf manchen Namen stoßen, der in der Geschichte der Feste Geroldseck einen bedeutsamen Platz einnimmt. Denn die trotzigen Werke, die heute nur noch den friedlichen Zwecken eines Kasernements dienen, haben eine sehr bewegte, an kriegerischen Ereignissen und schweren Nöten reiche Vergangenheit. Urkundlich zwar wird die Burg Geroldseck erst im Jahre 1205 genannt, aber ihre Entstehung ist wohl um ein beträchtliches weiter zurückzudatieren. Sie war einst das Eigentum der berüchtigten Tiroler Erzfürstin Margarete Maultasch, der Gemahlin Ludwigs des Brandenburgers, und in dem erbitterten Streit um ihre Erbschaft bildete sie einen sehr wertvollen und heiß begehrten Gegenstand des Kampfes.

Aus ihrer späteren Geschichte mag als eine be-



Der Wasserfall des Sparchen.

sonders interessante Episode hier die Belagerung der Festung durch Kaiser Maximilian I. im Jahre 1504 erwähnt werden. Der tapfere Ritter Hans v. Pienzenau verteidigte die Burg damals mit wahrem Löwenmute gegen den an Zahl und Bewaffnung weit überlegenen Feind. Aber er vertraute der Festigkeit der Felsenmauern doch wohl mit allzu großer Zuversicht. Sonst hätte er sich wahrscheinlich gehütet, den Zorn des Belagerers, dessen Geschosse lange Zeit hindurch den Werken so wenig anzuhaben vermochten, auch noch durch grimmigen Hohn zu reizen. Man erzählt, daß der Pienzenauer in seinem Übermut die leicht beschädigten Stellen der Mauer täglich vor den Augen der Feinde mit Besen abkehren ließ und daß dies spöttische Gebaren den Kaiser Max auf das äußerste aufbrachte. Von Innsbruck her ließ er sich die beiden größten Geschütze kommen, die zu jener Zeit überhaupt existierten. Ihre gewaltigen Steinkugeln brachen denn auch wirklich den Widerstand der Verteidiger, und der allzu dreiste Pienzenauer erlitt mit siebzehn seiner Leute auf Befehl des unversöhnlichen Kaisers den Tod durch Henkershand.

Seitdem ist Kufstein noch wiederholt aus dem österreichischen in den bayrischen und aus dem bayrischen wieder in den österreichischen Besitz übergegangen. Schwere Heimsuchungen und Drangsalierungen mußte es bis in die Zeit der Tiroler Feldzüge hinein erdulden, bis es im Jahre 1814 durch den Wiener Frieden endgültig unter die Herrschaft des habsburgischen Doppeladlers kam.

Noch interessanter als die Stadt selbst ist, wie schon oben erwähnt, ihre nähere und weitere landschaftliche Umgebung. Ein Kranz lieblich begrünter Vorberge leitet auf der einen Seite zu der hochragenden Gruppe



Die Teufelskanzel.

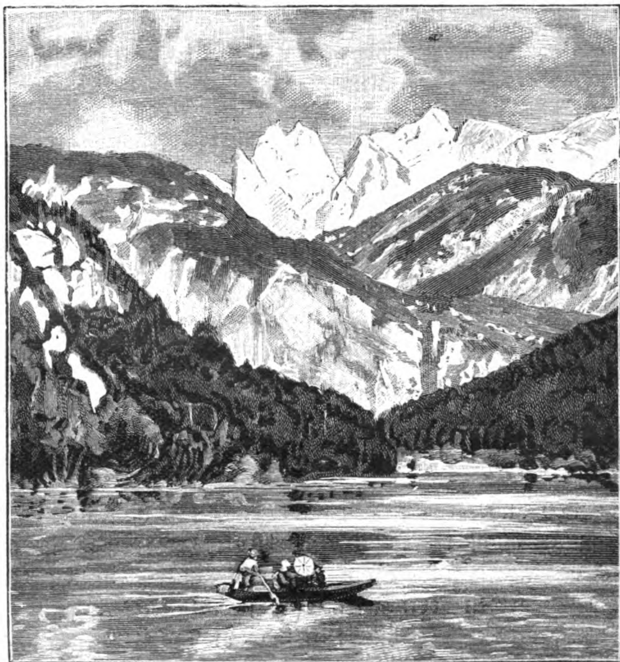
des Wendelsteins hinüber, während sich am anderen Ufer des Inn die gigantischen, zackigen Wände des Wilden Kaisers erheben. Dem nach Schwierigkeiten und Gefahren lüsternen Hochtouristen ist überreiche Gelegenheit geboten, von Kufstein aus seiner Passion in einer Anzahl lohnender Bergbesteigungen zu genügen.

Auch der einfache Spaziergänger von mittlerer Leistungsfähigkeit aber, den es nicht nach dem Ruhme des Bergkraxlers verlangt, findet vollauf seine Rechnung. Schon von dem bequem zu ersteigenden Kalvarienberg unmittelbar bei der Stadt genießt er eine entzückende Aussicht über das weite Tal des unteren Inn bis zu den weißschimmernd in der Ferne aufragenden Stubaier Gletschern. Als ein lohnender Ausflug ist auch ein Spaziergang durch das enge Weißachtal zu empfehlen. Denn hier befinden sich jene industriellen Werke, aus denen der anerkannt beste hydraulische Kalk- und Portlandzement hervorgeht, und die eine Quelle des Wohlstandes für das heutige Kufstein bilden.

An dem hübschen Luftkurort Kienberg vorüber tritt der Wanderer in die malerische Kienbergklamm ein. Leichte Holzstege führen an den schroff aufsteigenden Felswänden dahin. Drunten aber rauschen und brausen die wilden Gebirgswasser, deren weißer Gischt hie und da bis zu dem Spaziergänger heraufspritzt.

Weiter, aber auch viel lohnender ist der Ausflug ins Kaisertal, dessen klammartigen Eingang man in einer halben Stunde bei der Mühle und dem Hammerwerk Sparchen erreicht. Dort bildet in romantischer Felsenumgebung der Sparchenbach einen hübschen Wasserfall. Dann beginnt das Steigen. Auf einer schmalen Holztreppe, die der Neuling nicht ohne ein

Gefühl leisen Bangens passieren mag, gelangt man von hier an der aussichtsreichen Neapelbank vorüber auf den Kaisertalweg. Er bietet an landschaftlicher Ro-



Der Hechtsee mit dem Kaisergebirge.

mantik alles, was die ausschweifendste Touristenphantasie sich wünschen und erträumen mag.

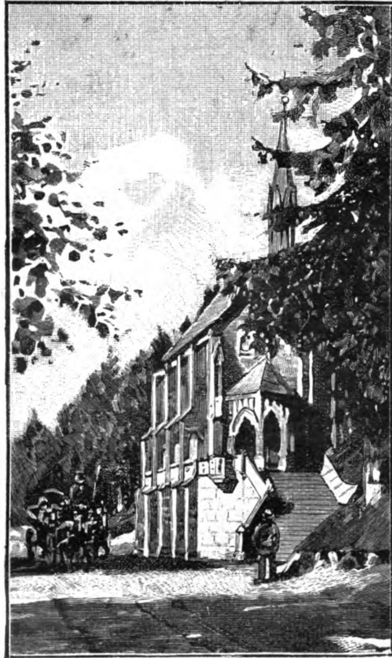
Seinen Abschluß bildet der mächtige Stock des Kaisergebirges, von dem Maximilian Schmidt, der feinsinnige Kenner der Tiroler Alpenwelt, mit vollem Rechte sagt: „Der Hochkaiser ist in Wahrheit ein Fürst unter den Bergen, der seinen Namen mit Ehren trägt. Von

welcher Seite man ihn auch betrachtet, immer zeigt er sich voll erhabener Majestät, stolz ragt sein steinerner Gliederbau empor über alle die umliegenden Berge, selbst über die höchsten, die wie treue Vasallen sich an ihn schmiegen. Sie alle sind bis zum Scheitel mit schönem, waldesgrünem Mantel bedeckt, nur der Kaiser hebt sein stolzes Haupt unverhüllt in die Lüfte. Und wahrhaft königlich erscheint er im Golde der Morgensonne oder wenn ihn die Purpurglut des scheidenden Gestirnes umleuchtet."

Seitab vom Gasthaus „Zum Veiten" im Kaisertal gelangt man zu einer interessanten Felsbildung, der „Teufelskanzel", die wir unseren Lesern gleichfalls im Bilde vorführen. Einem von Gigantenhänden ausgeführten Riesenturme vergleichbar, ragt die einsame Klippe aus dem umgebenden Gebirge empor. Auf leiterartigen Stiegen, die indessen nur schwindelfreien Personen zu empfehlen sind, gelangt man zu ihrer Höhe hinauf, um von dort einen herrlichen Blick tief in das bayrische Land hinein zu genießen.

Ein anderer Spaziergang von Kufstein führt das Inntal abwärts zu der hart an der Grenze zwischen Bayern und Tirol gelegenen, in zierlichen gotischen Formen errichteten König Otto-Kapelle. Sie wurde an der Stelle erbaut, wo am 6. Dezember 1832 der mit kaum siebzehn Jahren zum König der Griechen erwählte Wittelsbacher Prinz Otto den letzten Abschied von seinem Heimatlande nahm. Dicht dabei liegt das Wirtshaus „Zur Klause" mit seinem terrassenartig angelegten Garten und seiner weinumrankten Veranda, auf der sich's gar behaglich zechen oder träumen läßt. Wunderschön ist von hier der Blick auf den Wilden Kaiser und auf die Festung Geroldseck. Keiner aber sollte versäumen, dem über der Klause aufsteigen-

den Tierberg mit den Resten seiner ehedem so stolzen Burg und seiner alten Kapelle einen Besuch abzustatten. Da oben gibt es auch einen Aussichtsturm, von dem aus das schöne Rundbild sich noch um ein beträchtliches erweitert. Sein Hüter ist ein alter Einsiedler, der zugleich den Dienst eines Mesners bei der Kapelle, in der allwöchentlich einmal Gottesdienst gehalten wird, zu versehen hat.



Die König Otto-Kapelle.

Durch prächtigen, schattigen Wald steigt der Spaziergänger zum dunkelgrünen Hechtsee hinunter. Eine Kahnfahrt auf dem stillen, klaren Bergwasser hat ihre ganz besonderen Reize schon um der teils lieblichen, teils wild grotesken Umrahmung der Ufer willen. Die Zackenwand des Kaisergebirges präsentiert sich von hier aus in ihrer ganzen, imponierenden Schönheit. Auch der Egelsee, der Pfrillensee und der Längsee, die im Gebiete des Tierberges liegen, sind wohl eines Besuches wert.

Andere hervorragend schöne Punkte in der Umgebung von Kufstein, wie die Wallfahrtskapelle Bärnstatt, das Söllandertal mit den Ortschaften Elmau, Scheffau und Söll, das Duxertal und der Hof Jufing, der ehemalige Sommersitz der Margarete Maultasch, erfordern um ihrer größeren Entfernung willen schon einen bedeutenderen Zeitaufwand; aber der Reisende, der sich diesen Aufwand gestattet, wird sicherlich keine Ursache haben, seinen Entschluß zu bereuen. Man kann die Eigenart der Landschaftsbilder, die sich ihm in stetem Wechsel darbieten, nicht besser charakterisieren, als es der schon oben zitierte Maximilian Schmidt tut, wenn er sagt:

„Ist auch Fels und Wald vorherrschend in dieser großartigen Gegend und fühlen wir mehr als einmal unser Herz beklommen von der überwältigenden Allgewalt der Natur, die uns so klein und machtlos, so als ein Nichts erscheinen läßt, so ist doch auch der lieblichen Idylle mancher Spielraum gelassen. Wunderschöne, stattliche Bauernhöfe mit blumengeschmückten, zierlich geschnitzten Laubengängen und schlanken Glockentürmchen liegen inmitten üppig grüner Wiesen oder unter dem Blättergewirr fruchtreicher Obstbäume. Und das Innere dieser Höfe entspricht vollkommen dem einladenden Äußeren. Helle freundliche Stuben mit blankgescheuerten Tischen und Böden, dem mächtigen Kachelofen und dem zierlich aufgeputzten Altärchen in der Fensterecke machen einen ungewöhnlich wohnlichen Eindruck, und durch die kleinen Fenster fällt der Blick auf die reichen Fruchtfelder, welche auf den sanft sich dem Inn zu abdachenden Hängen gelagert sind. Überall auf den Höhen funkeln im Strahl der Sonne die vergoldeten Turmkreuze der Dorfkirchen, wie der einsamen Waldkapellen, und von den Vorsprüngen der Berge oder von

isolierten Felsenkegeln sprechen zu uns die Zeugen einer längst entschwundenen, romantischeren Zeit, altersgraue



Beim Einsiedler auf dem Tierberg.

Bogen, zerbröckelnde Ruinen. Es ist die Geschichte Tirols, die sich uns in ihnen offenbart.


Was hier unserem Blicke begegnet, sei es nun eine kleine, lachende Idylle, zu üppigstem Genusse ladend, sei es eine düstere Wildnis, die Grauen erregt, immer ist das Bild verlockend und zum Beschauen ladend, und wie derjenige, welcher das Wasser der Fontana Trevi gekostet, Rom nimmermehr zu vergessen vermag, so empfindet auch jeder eine ewige Sehnsucht nach dieser Gegend, dem es vergönnt war, die Wunder dieser erhabenen Welt zu schauen und dann auszuruhen in dem lieblichen und gastlichen Städtchen Kufstein."





Mannigfaltiges.



Auf dem Blockadebrecher. — Ein furchtbarer Schneesturm peitscht in der kalten Novembernacht die Fluten des Gelben Meeres. Hochauf schleudern die erregten Wogen einen kleinen, scharfgebauten Dampfer, um ihn im nächsten Moment in die Tiefe des Wellentales versinken zu lassen. Doch tapfer kämpft die Jacht vorwärts, immer vorwärts geht ihr Lauf. Es ist erst acht Uhr, aber längst herrscht tiefe Finsternis. Im runden Kommandohäuschen der „Lady" stehen zwei Männer, der eine die Hand an der Dampfsteuerung, der zweite in das Studium der Karte der von den Japanern belagerten Festung Port Arthur vertieft. Außer dem abgedämpften elektrischen Licht über ihm ist keinerlei Beleuchtung zu erblicken, denn die Jacht fährt ohne die vorschriftsmäßigen Lichter.

Man sieht es ihrer Bauart an, daß sie für besondere Zwecke bestimmt ist. Schmal und lang gebaut, mit zurückgestellten Masten, eilt sie wie ein Rennpferd durch den Sturm dahin, eine Sturzsee nach der anderen überwindend. Wie Statuen stehen die beiden Ausguckmänner vorn am Bug. Der Sturm treibt ihnen die feinen, scharfen Eisflimmer wie Nadeln ins Gesicht, der Schnee umhüllt die ehernen Gestalten mit einer enganliegenden Kruste; doch unerschütterlich suchen sie mit den Nachtgläsern die stockfinstere Nacht zu durchdringen.

„Zwei Strich rechts voraus Land in Sicht!“ ruft jetzt der eine zur Kommandobrücke empor.

Die beiden Männer im Häuschen werfen einen Blick auf die Karte. „Das ist Hungliau.“

„Wir fahren sehr genau. Trotz des Sturmes nicht um vier Strich vom Kurs.“

„Um zehn Uhr können wir im Hafen sein, wenn uns die Japaner nicht abfangen.“

„Die „Lady“ mit ihren zweiunddreißig Knoten in der Stunde nimmt es schon mit den Japanern auf. Nur den Torpedobooten müssen wir vom Leibe bleiben. Aber lieber fahre ich auf den Grund, als daß ich mich fangen lasse. Wir müssen eben alles wagen. Die Eingeschlossenen haben unsere Ladung sehr nötig, und fünfzig Prozent Reingewinn für uns ist auch keine Kleinigkeit.“

„Allerdings. Beträgt ungefähr achtzehntausend Pfund Sterling.“

Die Zeit vergeht, der Sturm läßt etwas nach.

„Zu dumm, John! Jetzt, wo wir den Sturm zur Deckung brauchen könnten, schwindet er.“

„Läßt sich nichts machen. Aber jetzt Licht aus, sonst könnten wir bemerkt werden.“

Im nächsten Moment herrscht Finsternis über das ganze Deck der „Lady“.

Der Kapitän ruft nach dem Bootsmann.

„Bill, alle Leute auf Deck, zu den Maschinen noch zwei Heizer!“

Die Bootsmannspfeife schrillt über das Verdeck, und in wenigen Minuten ist die Mannschaft auf ihrem Posten, der weiteren Befehle harrend.

Weiter und weiter geht die Fahrt. Der Kapitän hat die Fenster des Kommandohäuschens geöffnet, der eiskalte Wind benimmt den beiden fast den Atem. Doch unbeweglich stehen die beiden, der Kapitän John S. die linke Hand am Maschinentelegraphen, in der rechten ein Nachtfernrohr, neben sich seinen Bruder und Miteigentümer der „Lady“, William S., am Dampfsteuer.

Längst ist die Insel Hungliau verschwunden, da hallt der Ruf des Ausgucks: „Licht Nordost zu Ost!"

Ein Ruck an der Kurbel, der Zeiger des Telegraphen zeigt auf: Langsam vorwärts! Im selben Augenblick vermindert der Maschinist die Schnelligkeit. Aufmerksam sehen die Brüder durch die Gläser.

„Es wird ein Ersatzdampfer der Japaner sein; er hat anscheinend Kurs von Tschemulpo herauf."

„Ja. Jetzt heißt's Vorsicht. William, laß ihn nicht aus den Augen!"

Das Licht wird größer und größer und hält schließlich, nur um einige Knoten von der „Lady" entfernt, mit ihr gleichen Kurs.

„Bob!"

„Hier."

„Hinauf in den Mast!"

Mit affenartiger Geschwindigkeit vollzieht der Matrose den Befehl. Der Kapitän tritt zum Sprachrohr.

„Ist genug Dampf für höchste Dampfkraft?"

„Yes!" tönt es aus dem Maschinenraum zurück.

„Gut! Feuer verdecken!" *)

Viertelstunde um Viertelstunde verrinnt, der Japaner verfolgt ruhig seinen Kurs, ohne anscheinend die „Lady" zu bemerken.

Da hallt der Ruf vom Mast herunter: „Kriegsschiff links voraus!"

„Mit Lichtern?"

„Ja!"

„John, der Japaner rechts nähert sich," meldet im gleichen Augenblick William.

Blitzschnell öffnet John eine Blendlaterne und wirft einen Blick auf die Karte. Ein Moment genügt ihm zur Orientierung, denn er kennt das Gelbe Meer, wie seine Kajüte.

---

*) „Feuer verdecken" geschieht, um sich nicht durch aus dem Kamin entsteigenden Rauch und Funken dem Gegner bemerkbar zu machen.

„Jetzt muß die „Lady“ zeigen, was sie kann.“

Ein Moment noch, dann klingelt der Telegraph „Volldampf voraus“. Die „Lady“ schießt wie ein durchgehender Renner dahin. John hat den Telegraphen in der Linken, das Dampfsteuer in der Rechten. Vorwärts, immer vorwärts geht die schnelle Fahrt. Da — unwillkürlich schließt jeder die Augen — überflutet greller Lichtschein den Dampfer, der vom Ausguck avisierte japanische Kreuzer läßt seinen elektrischen Scheinwerfer spielen.

Blitzschnell überlegt John: Bis zum Hafen sind noch fünfzehn bis achtzehn Knoten. Einschließen darf er sich nicht lassen, sonst ist er verloren. Also: Heil in der Flucht!

Ein Ruck, und die Kurbel fliegt auf „Höchste Dampfkraft“. Der ganze Schiffsrumpf erzittert unter der furchtbaren Arbeit der Maschine, die Masten knacken, die Schiffswände ächzen und stöhnen. Nur die Bemannung bewahrt eiserne Ruhe. Obwohl der Wind den Körper bis ins Innerste erschauern läßt, bleiben die Leute wie Statuen auf ihren Posten.

Jetzt blitzt es drüben an Bord des Japaners auf — ein Donner und hoch über die „Lady“ saust das Geschoß hinweg.

„Der macht die ganze Linie rebellisch. Möchte nur lachen, wenn ihre eigenen Schiffe getroffen würden.“

„Jetzt hilft uns nur Schnelligkeit. Ich muß die Feuer freigeben, sonst haben wir zu wenig Dampf.“

„Feuer frei! Noch mehr Dampf!“ hallt der Befehl durch das Sprachrohr.

Im Maschinenraum herrscht eine furchtbare Hitze. Acht Männer stehen vor der Feuerung und werfen Brennmaterial in die rote Glut. Sie sind bis auf den Gürtel entkleidet, und doch rinnt ihnen der Schweiß in Strömen herab. Eine gräßliche Atmosphäre herrscht in dem Höllenraum und doch weichen die schwarzen Gesellen nicht vom Platze. Sie wissen, die Rettung hängt von ihnen ab.

Mit furchtbarer Geschwindigkeit geht die Fahrt dahin. Der zuerst bemerkte Japaner ist längst überholt und ver=

schwunden. Gelassen steht John am Steuer und sieht nach dem verfolgenden Kreuzer aus, welcher das Schießen eingestellt hat und fortwährend den Scheinwerfer spielen läßt.

Da hallt der Ruf des Ausgucks vom Mast: „Torpedoboot rechts! Senkrecht auf die „Lady“!“

„Jetzt geht's uns an den Kragen, John.“

„Noch nicht.“

Einen Moment versagt der Scheinwerfer, und John benützt das. Ein Ruck, das Steuer fliegt herum nach rechts, und im nächsten Moment saust die „Lady“ hart an einem Torpedoboot vorbei, welches gerade zum Schuß gewendet hat, und verschwindet im Dunkeln.

„Ventile beschweren!“ hallt der Befehl durch das Sprachrohr.

„Nicht möglich,“ meldet der Maschinist zurück.

„Muß gehen! Für einige Minuten wird's der Kessel schon aushalten.“

Eine Sekunde — — dann beginnt der ganze Bau zu ächzen, mit rasender Eile bohrt sich die Schraube in die widerstrebenden Wogen. Das Verdeck erzittert in langen Schwingungen, lang kann es so nicht gehen, sonst halten die Kesselwände den Druck nicht aus. Hochauf spritzt der weiße Gischt am Bug und durchnäßt den Ausguck. Ganz auf die Seite geneigt saust die „Lady“ dahin. Jetzt spielt der Scheinwerfer wieder, und in seinem gelben Licht sieht John schon die Anhöhen Port Arthurs aus den Fluten emporsteigen, aber zu seinem Schrecken auch dicht vor der „Lady“ ein kleines dunkles Etwas: ein Torpedoboot, welches sich der Jacht direkt in den Weg gelegt hat.

Da faßt John einen verzweifelten Entschluß. Zum Hafen sind noch wenige Knoten, geradeaus aber kann er nicht, und links voraus ist gefährliches Fahrwasser, zahlreiche Meeresarme von stellenweise geringer Tiefe, von denen aber einige plötzlich vor Felsen endigen. Doch es bleibt kein anderer Ausweg.

Im selben Moment hallt der Ruf des Ausgucks vom Mast: „Torpedoboot hinten rechts! Kurs auf „Lady“!“

Kurz entschlossen reißt John das Steuer herum, und die Jacht wendet links.

„Die Kessel halten den Druck nicht mehr lange aus,“ tönt es aus dem Maschinenraum.

„Eine Minute noch?“

„Ja.“

„Gut, dann heruntersetzen.“

„Land voraus!“ meldet der Ausguck von vorn.

Im selben Moment wird die Fahrt langsamer, das furchtbare Zittern des Dampfers hört auf, der Maschinist hat die Ventile freigeben müssen. Vor der „Lady“ öffnet sich ein breiter Arm; eine Wendung, und die Jacht fährt ein.

„Halbe Dampfkraft!“ klingelt der Telegraph.

Langsamer geht die Fahrt dahin. Die Lichter der japanischen Torpedoboote sind nicht mehr sichtbar.

Jetzt fährt die „Lady“ in einen Querarm ein.

„Hast du rechte Direktion, John?“

„Bestimmt.“

„Torpedoboot hinter uns!“ hallt es vom Ausguck.

„Der Kerl ist waghalsig. — Volldampf voraus!“

Sofort geht's wieder in früherem Tempo dahin.

„Den Kerl sieht man nicht mehr, John.“

„Wird wahrscheinlich die Lichter ausgelöscht haben. Aber laß mich jetzt, ich muß meine ganze Aufmerksamkeit nach vorn richten.“

Vorwärts, immer vorwärts geht es. Dreimal bereits hat die „Lady“ gewendet, und schon glaubt John, frohlocken zu können, da hallt der Ruf von vorn: „Land voraus!“

„Verwünscht! Da bin ich in einen falschen Arm geraten.“

„Stopp! — Volldampf zurück!“

Zweimal klingelt der Telegraph, langsam, immer langsamer wird die Fahrt, jetzt Halt, und nun bohrt sich die Schraube verkehrt in die Fluten ein. Zurück, immer zurück geht die Fahrt. Bei der Mündung eines Seitenarmes angekommen, kann sich John wieder orientieren.

„Stopp! — Volldampf voraus!“

Einige Sekunden und die „Lady“ ist im richtigen Fahrwasser.

Noch wenige Minuten rascher Fahrt, und der Blockadebrecher läuft in den Hafen ein, vom russischen Kommando erwartet, welches die Hetzjagd dank der Scheinwerfer bemerkt hatte.

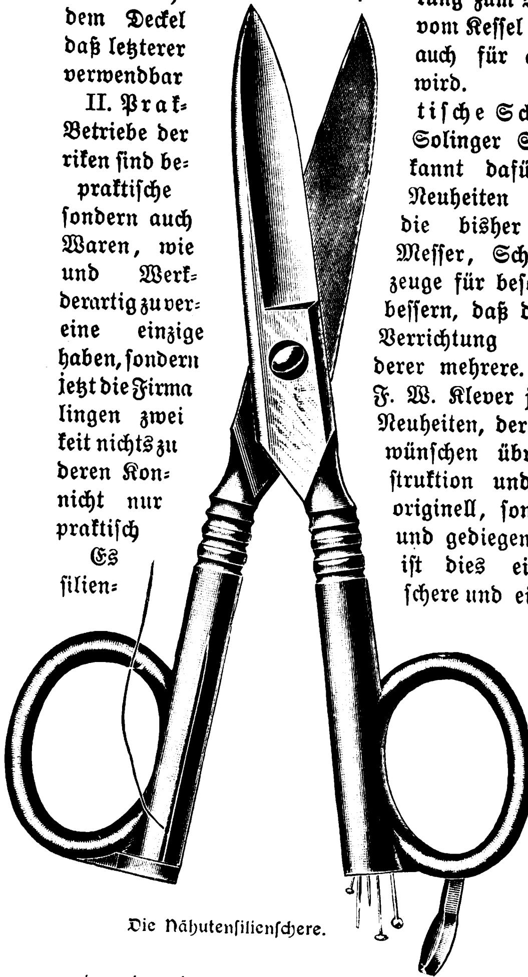
In eleganter Kurve steuert John die „Lady" an den Ankerplatz, und unter donnerndem „Hurra" rasseln die Anker in die Tiefe. A. W.

Neue Erfindungen: I. Dampfwasch- und -spülmaschine. — Einen ganz neuen derartigen Apparat, von Louis Wagner konstruiert, bringt das Patentanwaltbureau Sack in Leipzig zur Anzeige. Er erhält seinen Charakter dadurch, daß über der Feuerung eines mit Wasserraum umgebenen Ofens ein Kessel aufgesetzt ist, der die Waschvorrichtung enthält. Die Feuerung erwärmt sowohl das Wasser im Ofenmantel, als auch im Waschkessel. Der Wasserraum des Ofens wird unmittelbar an die Wasserleitung angeschlossen, während mittels eines besonderen Hahnes Wasser nach dem Waschkessel geleitet wird. Am Kessel befindet sich ein Ablaufhahn, durch welchen das Spülen der Wäsche ungemein erleichtert wird.



L. Wagners Dampfwasch- und -spülmaschine.

Die Vorrichtung zum Waschen ist mit dem Deckel vom Kessel abnehmbar, so daß letzterer auch für andere Zwecke verwendbar wird.



Die Nähutensilienschere.

II. **Praktische Scheren.** — Die Betriebe der Solinger Stahlwarenfabriken sind bekannt dafür, nicht nur praktische Neuheiten anzufertigen, sondern auch die bisher hergestellten Waren, wie Messer, Scheren, Gabeln und Werkzeuge für besondere Zwecke, derartig zu verbessern, daß diese nicht nur eine einzige Verrichtung zu erfüllen haben, sondern derer mehrere. So fabriziert jetzt die Firma F. W. Klever junior in Solingen zwei Neuheiten, deren Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und deren Konstruktion und Ausführung nicht nur originell, sondern wirklich praktisch und gediegen erscheint. Es ist dies eine Nähutensilienschere und eine Werkzeugtaschenschere. Erstere besitzt außer der Schere noch ein Trennmesser, eine Nadelbüchse und eine Garnspule mit weißem und schwarzem Zwirn. Diese Teile werden in einem eleganten Lederetui mit darin befindlichem Fingerhut geliefert, so daß also sämtliche notwendigen

Bestandteile eines Nähkastens vereinigt sind, um auf dem Spaziergange oder auf der Reise entstandene Kleiderschäden sofort wieder ausbessern zu können. Um das Trennmesser zu gebrauchen, öffnet man die Schere bis zum äußersten Drehpunkt und hebt dann einen Scherenteil von dem anderen ab.

Die zweite Neuheit stellt eine Werkzeugtaschenschere dar, deren Teile sehr interessant zusammengestellt sind. Unter den 18 verschiedenartigsten Verwendungen heben wir die folgenden hervor: Knopflochschere — Rohrzange — Zigarrenabschneider — Drahtabschneider — Lineal — Hammer — Zentimetermaß — Nagelfeile — Schraubenzieher — Zigarrenkistenöffner — Glasschneider — Glasbrecher — Radiermesser u. s. w. Der Gebrauch ist ein sehr einfacher, man öffnet die Schere bis zum äußersten Drehpunkt und verwendet jeden einzelnen Teil in entsprechender Weise. P. R.



Die Werkzeugtaschenschere.

Unverdiente Ehrungen. — Die berühmte Westminsterabtei zu London, die in noch höherem Grade als die Sankt Paulskathedrale als Ruhmeshalle und Nationalheiligtum geschätzt wird, ist als Begräbnisstätte der verdienstvollsten Persönlichkeiten Englands jetzt fast gefüllt. Hier ruhen oder sind durch

Marmordenkmäler verherrlicht fast alle großen Staatsmänner, wie Pitt, Fox, Palmerston, Beaconsfield; Gelehrte wie Newton, Herschel, Macaulay, Darwin u. s. w. Im südlichen Querschiff, der „Dichterecke", ruhen Chaucer, Shakespeare, Goldsmith, Thackeray, Händel, Burns, Dickens, Longfellow, Tennyson u. s. w. Aber unter diesen Ruhestätten hervorragender Toten sind auch einige, über deren Anwesenheit an einem solchen Orte man unwillkürlich staunen muß.

Da ist zum Beispiel die Begräbnisstätte eines Mannes, dem kein weiteres Verdienst diesem Platz verschaffte als das, zu seiner Zeit der älteste Mann Englands gewesen zu sein. Er hieß Thomas Parr und hat während seiner Lebensdauer von 152 Jahren die Regierungen zehn englischer Könige überdauert. Seit seinem 90. Jahre soll er in Tavernen und Gasthäusern als Sehenswürdigkeit gezeigt worden sein, und hierdurch verdiente er sich vielleicht das Anrecht auf einen Platz unter den Größten einer Nation.

Ein anderes Denkmal ist keinem Geringeren als dem Preisfechter John Broughton gewidmet. Sein Begräbnis an diesem Orte wurde mit großem Pomp begangen und unter Beteiligung einer riesigen Menschenmenge trugen ihn fünf seiner Kumpane zu Grabe.

Thomas Tynnes einziges Verdienst, im Nationalheiligtum Englands bestattet zu werden, ist, daß er, selbst ein Raufbold schlimmster Sorte, im Jahre 1632 in Pall Mall bei einer Rauferei erschlagen wurde.

Aphra Behn war die Tochter eines Barbiers. Sie schrieb während der Regierungszeit König Karls II. eine Anzahl der skandalösesten Theaterstücke. Sie wurde der Ehre, in der Westminsterabtei bestattet zu werden, ebenso mit Unrecht gewürdigt, wie die begabte, aber höchst leichtfertige Schauspielerin Anne Oldfield. Dieser stellt sogar ihr Leichenstein ein schlimmes Zeugnis aus, denn seine Aufschrift besagt, daß der Geistliche sie „gern und zu seiner größten Genugtuung" bestattet habe. W. St.

Eine Weinzunge. -- Der verstorbene Politiker und Schriftsteller Karl Braun aus Wiesbaden, auch als ehe-

maliges Mitglied des Deutschen Reichstages bekannt, trieb auch Weinkunde mit redlichem Eifer und glänzendem Erfolge. Davon hatte auch der Minister v. Friedenthal gehört und wollte Braun einmal auf die Probe stellen. Der Minister hatte große Gesellschaft geladen; vor zahlreicher Korona sollte Braun um den Ruf der Weinmeisterschaft gebracht werden. Schon war manches erlesene Fläschchen geleert, und als der Wirt dachte, daß die Zunge des Gastes an Feinheit eingebüßt haben könnte, wurde dieser aufgefordert, seine Wissenschaft und Kunst zu zeigen. Frau v. Friedenthal selbst überreichte ihm die aller Ursprungszeichen ermangelnde Flasche. Außer Braun war ein zweiter rheinländischer Abgeordneter anwesend, auch einer mit „Weinknochen". Beide zogen sich zu ernster Arbeit in ein Kabinett zurück.

Nach dem ersten Nippen sagte Brauns Kollege: „Rüdesheimer Hinterhäuser, zweifellos Rüdesheimer Hinterhäuser!" Braun nickte zustimmend, und der Kollege fragte: „Sollen wir sofort in den Saal zurückkehren?"

„Noch nicht," erwiderte Braun und nippte wieder. „Hören Sie, lieber Kollege, der Rüdesheimer hat einen Doppelgänger, zum Verwechseln ähnlich; es ist ein Hattenheimer Riesling, der wenig bekannt ist, denn der Berg, auf welchem er wächst, hat geringe Ausdehnung. Diesen Hattenheimer werden wir hier vor uns haben."

Der zweite Weinprüfer bemerkte: „Allerdings ist unter den Hattenheimer Gewächsen eines, welches ganz den Rüdesheimer Charakter hat. Aber ich sollte meinen, die große Hinterhäuser Kreszenz anzunehmen, liegt doch näher als das kleine Stück in Hattenheim."

Braun sagte lächelnd: „Umgekehrt! Ich habe nämlich zufällig dieser Tage gehört, daß ein Verwandter Friedenthals einen Teil jenes Hattenheimer Bergstücks angekauft hat."

Beide lachten herzlich und kehrten nun in den Saal zurück, wo mittlerweile Friedenthal die Gesellschaft ins Vertrauen gezogen hatte, wie er Braun hineinzulegen hoffe.

Unter allgemeiner Spannung trug dieser die Eigentümlichkeiten des Rüdesheimer Hinterhäusers vor, die sich alle in dem geprüften Weine vorfänden. Dann aber schloß er mit der Bemerkung, daß ein minimales Element, ein flüchtiges Salz, leicht wie ein Frühlingshauch, diesem Weine eigen sei, welches nicht dem Rüdesheimer, sondern einem kleinen Berge in Hattenheim angehöre.

Da erscholl ein ungeheurer Jubel, und Friedenthal selbst gratulierte Braun zu seiner unbesiegbaren Weinzunge. C. T.

Seltsame Volksheilmittel. — Unter dem Volk hat es von jeher Quacksalber gegeben, deren eigenartigen, oft mystischen Heilmitteln man viel Vertrauen entgegenbrachte, es kann daher kein Wunder nehmen, wenn noch heute die Kurpfuscher ihr Unwesen treiben und leider recht gute Geschäfte machen, obwohl es doch genug approbierte Ärzte gibt. Und manche südslawische „Baba" oder „Hadzika" übt ihre beschränkte Heilkunst wohl noch gewissenhafter aus als die nur auf Gewinn um jeden Preis bedachten städtischen Scharlatane. Wenn auch die Mittelchen der ländlichen Heilkünstlerinnen zuweilen recht sonderbar vom Nimbus der Zauberei umwoben und mit allerlei geheimnisvollem, unsinnigen Hokuspokus verbunden sind, wodurch sie ja der Landbevölkerung um so wichtiger und wirkungsvoller erscheinen, so tragen sie doch nicht selten den Keim des gesunden Instinktes in sich, wie das gegen Bleichsucht angewandte Mittel verrät: Von drei Äpfeln, die auf einem Zweige gewachsen sein müssen, wird der eine halb durchgeschnitten, und das Messer muß einen Tag und eine Nacht darin stecken bleiben. Dann verspeist die Bleichsüchtige den Apfel, kratzt das Messer ab und trinkt das Abgeschabte in Wein oder Branntwein. Unbewußt dient hier das Eisen als ganz zweckmäßiges Heilmittel.

In solcher Weise hat sich im Laufe der Zeit eine sogenannte Volksmedizin herausgebildet, die manchmal bei dem absoluten Mangel an geschulten Ärzten in der Tat nicht ganz zu verachten ist. Da wird zum Beispiel bei Augenleiden ein Stückchen Kerze, das in der Kirche gebrannt

hat, mit Safran in Milch gekocht. In diese Flüssigkeit taucht man Läppchen und legt sie auf die Augen. Tatsächlich üben Umschläge von warmer Milch eine lindernde Wirkung aus.

Gegen giftige Bisse wird Tabaklauge gebraucht. Sonderbarer sieht schon das Mittel gegen den Ausschlag der Kinder aus: Mit Mehl, das irgendwo entwendet sein muß, werden die Kleinen bestreut und in den warmen Backofen gesteckt, der mit in der Neujahrsnacht gestohlenem Holz geheizt ist. Solcher seltsamen Mittel gibt es eine große Zahl.

Zuweilen steht die Heilkünstlerin eines Dorfes in großem Ansehen, ja im Rufe einer Wunderdoktorin, und die Leute pilgern von weither zu ihr. Die Salben und Tränklein, welche sie aus Kräutern bereitet und verabfolgt, sind vielleicht den zweifelhaften Medikamenten der modernen Kurpfuscher sogar vorzuziehen, denn die letzteren Mittel enthalten häufig schädliche Stoffe und Gifte, Dinge, welche der ländlichen Quacksalberin nicht erreichbar sind. Ihr liefern meistens Heilkräuter das Material zu den Arzneimitteln und Salben. Oft wendet das Volk die Wurzeln und Blätter im Rohzustande an; die leidenden Körperstellen werden einfach damit bestrichen. Die Wurzel des Bibernell zum Beispiel wird in dieser Weise gegen Zahnschmerz gebraucht.

Zu den beliebten Geheimmittelchen zählen auch die Amulette, die von solch einer Wunderdoktorin angefertigt und verkauft werden. Mann, Weib und Kind tragen diese Dinger, sie sollen gegen Krankheit und allerlei Unheil, auch gegen den bösen Blick schützen. Übrigens machen sich die ärmeren Leute einfache Amulette selbst zurecht, nämlich kleine Säckchen mit Kohle, Salz, Knoblauch, Kräutern, Alaun und anderem gefüllt. Sie werden auf dem bloßen Körper getragen. Wohlhabendere besitzen Amulette, oft uralte Erbstücke aus edlem Metall, die durch irgend eine geheimnisvolle Prozedur besondere Heil- und Wirkungskraft erlangt haben.

Den unbedeutendsten und geringsten Dingen mißt man

eine besondere Wirkung zu; da bindet man zum Beispiel dem kranken Säugling ein rotes Band um das Ärmchen, damit die Krämpfe schwinden, ein Eidechsenschwanzstückchen wird gegen Fieber auf bloßem Leibe getragen. Kranke räuchert man auch gern und zwar mit Kerzenstückchen und Weihrauch, doch müssen diese entwendet sein; nur dann haben sie besondere Heilkraft.

Die ländliche Kurpfuscherin begnügt sich übrigens mit sehr geringem Lohn, von Armen nimmt sie meist gar nichts an. Gewöhnlich tragen die Bäuerinnen ihre Schuld in Naturalien, Speck, Federvieh u. s. w. ab. Ch. T.

Den Kurzsichtigen spielen ihre Augen manchen verdrießlichen Streich, besonders da die Kurzsichtigkeit, bei großen Geistern zumal, häufig noch mit einer gewissen Zerstreutheit und Unachtsamkeit verbunden ist. Wie unangenehm zum Beispiel, wenn man, wie es einst dem dramatischen Dichter Roderich Anschütz passierte, einem Omnibus zwei Straßen weit nachläuft, ihn endlich einholt, dem Kutscher zuruft, man wolle einsteigen, und dann erst entsetzt bemerkt, daß das betreffende Gefährt kein Omnibus, sondern ein — Leichenwagen ist. Von demselben Dichter erzählt man auch, daß, als er einer schönen weiblichen Reisebekanntschaft an der Table d'hote galanterweise roten Wein einschenken wollte, er nicht bemerkte, daß das Glas noch verkehrt, mit dem Boden nach oben, dastand, wie es in Gasthäusern gebräuchlich ist.

Noch üblere Folgen hat die Kurzsichtigkeit beinahe für einen Gelehrten gehabt, der eine Vergnügungsreise unternommen hatte. Er stieg in einem Hotel in Erlau in Ungarn ab und wollte bald nachher dem Kellner schellen. Elektrische Leitungen gab es damals noch nicht, der Gelehrte ging also auf die Entdeckung einer Glockenschnur aus. Bei der Unzuverlässigkeit seiner Augen verließ er sich lieber auf den Tastsinn und tastete aufmerksam an den Wänden entlang. Lange suchte er so umher, und schon wollte er ungeduldig werden, da fand er endlich, was er wünschte. Eine senkrecht herabhängende Schnur geriet ihm in die Hände;

hocherfreut zog er daran, aber er hörte nur ein Schnurren statt eines Geklingels.

„Die Geschichte geht etwas schwer," dachte er und wiederholte seinen Versuch in kräftigerer Weise, indem er sich mit voller Körperlast an die Schnur hing. Wieder schnurrte es, aber es krachte auch zugleich in ominöser Weise — und herab aus der Höhe stürzte auf den armen Kurzsichtigen eine mächtige alte Schwarzwälderuhr, deren Gewichtschnüre der Unglückliche für einen Glockenzug gehalten hatte. Die Uhr ging in Trümmer, und der Anstifter des Schadens mußte sie teuer bezahlen, froh, daß sie ihn wenigstens nicht totgeschlagen hatte. C. T.

Ein Käfig für Tiermodelle. — Um den zahlreichen Malern entgegenzukommen, die bei der Verwaltung des Zoologischen Gartens in New York um Erlaubnis einkommen, eines der Tiere nach der Natur abzeichnen oder malen zu dürfen, ist neuerdings im Raubtierhaus des Gartens ein besonderer Käfig eingerichtet worden. Er liegt abseits von den eigentlichen Tierkäfigen, vor denen die Menge sich meist so drängt, daß es den Künstlern bisher sehr erschwert war, eines der in ihren Bewegungen so prächtigen Raubtiere nach der Natur zu studieren.

Unsere Abbildung veranschaulicht, wie ein Löwe aus seinem gewöhnlichen Käfig in den „Studienkäfig" versetzt wird. Es geschieht durch den kleinen Transportkäfig, in dem er noch gesenkten Hauptes und offenbar sehr verdrossen über den Wechsel der Lage sitzt. Der Platte über diesem kleinen, stark vergitterten Käfig entspricht genau ein Loch im Boden des Studienkäfigs. Sobald es gelungen ist, das Tier zu veranlassen, aus dem geöffneten kleinen Gefängnis in das größere hineinzuspazieren, so läßt der Wärter das erstere auf mechanischem Wege in der Versenkung verschwinden, bis die Platte genau das Loch im Boden schließt. Der Studienkäfig ist neunzehn Fuß lang, neun Fuß breit und sieben Fuß hoch. Das Gitter, das ihn oben und an den vier Seiten umgibt, ist sehr großmaschig; starke durchsichtige Glasplatten ergänzen diesen Schutz. Zur Regulierung der

Beleuchtung stehen den Künstlern olivengrüne Vorhänge zur Verfügung. So ist ihnen Gelegenheit geboten, das von



Ein Käfig für Tiermodelle.

ihnen erlesene Tier ungestört zu studieren und abzubilden. J. P.

Ein merkwürdiges Studentenleben. — Der Bürger und Barbier Rudolf Ehlich zu Eisleben hatte einen Sohn, Jakob,

der bei ihm das Barbierhandwerk erlernte und, nachdem er Geselle geworden, 1762 nach Leipzig ging, um dort Medizin zu studieren. Sein Talent wurde von den Professoren rühmlichst anerkannt; dagegen ließ sein Lebenswandel zu wünschen übrig. Er lebte locker, hatte unaufhörlich Händel, prügelte sich mit den Stadtknechten herum, malträtierte die Füchse, „soff zur Ungebühr“, kurz er benahm sich so, daß er schließlich von der Hochschule entfernt werden mußte. Ohne einer Seele Lebewohl zu sagen, schnürte Jakob Ehlich sein Bündel und ging, ohne zu wissen wohin, in die weite Welt.

In Eger fand er im Gasthause eine Gesellschaft wandernder Komödianten, die beim Bierkruge saß. Da hörte er, wie die Direktorin über den Tod ihres Mannes klagte. „Was nun anfangen?“ rief sie. „Wir haben morgen abend „Prinz Schnudi und Prinzessin Evakathel“ angekündigt, aber wo nun den Schnudi hernehmen?“

Sofort stand Ehlich auf, näherte sich der Direktorin und stellte sich als bisheriger Leipziger Komödiant vor, der, wenn sie es genehmige, die Rolle des „Prinzen Schnudi“ zu spielen erbötig sei. Voller Freude nahm ihn die Direktorin beim Wort, und Ehlich löste seine Aufgabe ganz vortrefflich.

So wurde aus dem vertriebenen Leipziger Studenten ein wandernder Komödiant. Bald verliebte er sich in die Direktorin und zog mit ihr und der ehrenfesten Gesellschaft in Böhmen und Schlesien herum. Endlich wurde er der Gesellschaft überdrüssig, ging über Mähren, wo er einige Male in Iglau, Brünn und Znaim öffentlich auftrat, nach Wien und wurde hier im Jahre 1770 unter dem Namen Reineggs, welchen er sich beigelegt, als Schauspieler angenommen. Aber auch diese Stellung war nicht geeignet, ihn zu fesseln. Er dankte ab, ging nach Tirnau in Ungarn und promovierte später in Pest zum Doktor der Medizin. Das Krankenbesuchen gefiel ihm aber auch bald nicht mehr, und er ging zum Bergwesen über. Er wurde als Praktikant in Schemnitz mit hundert Talern Gehalt angestellt;

aber sein unsteter Geist vertrieb ihn auch von hier und bewog ihn, sein Glück in der Türkei zu suchen.

Er reiste nach Venedig und von da nach Smyrna. Weil aber bei den Türken für ihn nichts zu tun war, ging er nach Georgien. Dort wurde er Arzt und Liebling des Prinzen Heraklius der ihm die Würde eines Bey verlieh. In dieser Eigenschaft bereiste er 1782 den Kaukasus und ging dann nach Rußland. Die Kaiserin Katharina empfing ihn auf Empfehlung von Petersburger Gelehrten, welchen er durch eine Schrift über den Kaukasus bekannt geworden, als einen Mann von Bedeutung. Die Kaiserin beauftragte Jakob Ehlich mit einer Sendung nach Georgien an den Prinzen Heraklius, zum Zwecke seiner Unterwerfung unter das russische Zepter, die auch wirklich im Jahre 1783 durch ihn zu stande kam. Zuletzt bekleidete Ehlich in Petersburg die Ämter eines Kollegienrates, eines Direktors des Instituts für Wundärzte und eines beständigen Sekretärs des medizinischen Kollegiums.

Ganz entsprechend seinem Leben starb Jakob Ehlich im Jahre 1793 an den Folgen einer nächtlichen Schwelgerei. C. T.

Sonderbare Urteile. — Es werden den Gerichten oft Fälle vorgetragen, die in befriedigender Weise zu lösen häufig fast unmöglich erscheint. So wurde in einem kleinen Staate von Nordamerika vor wenig Jahren ein gewisser James Lockwell wegen Körperverletzung unter Anklage gestellt. Er hatte sich mit seinem Bruder wegen einer Kleinigkeit gezankt, und die Zankenden waren bald zu Tätlichkeiten übergegangen. Während der Prügelei versetzte James seinem Gegner einen Hieb ins Gesicht und stieß ihn dabei unglückseligerweise mit einer kleinen Feile, die er in der Hand hielt, in das linke Auge. Leider wurde auch das andere Auge in Mitleidenschaft gezogen, und der Mann erblindete vollständig. Nun wurde, wie erwähnt, James Lockwell unter Anklage gestellt. Der Angeklagte war vollständig zerknirscht, und seine Reue war so aufrichtig, daß der Richter ihn nicht ins Gefängnis schickte, sondern ihn dazu

verurteilte, Zeit seines Lebens für den Unterhalt seines Bruders zu sorgen. Mit Freuden unterzog sich der Angeklagte dieser Buße, und die beiden Brüder lebten von da ab in bestem Einvernehmen, da James in jeder Weise für den Unglücklichen sorgte.

Ein außergewöhnliches Urteil wurde vor einigen Jahren von einem irländischen Richter gefällt. Ein Angeklagter war beschuldigt, aus Rache das Vieh seiner Nachbarn verstümmelt zu haben, und die Jury, die ausschließlich aus Landwirten bestand, hielt den Mann von vornherein für schuldig. Sie ging auch nicht auf die Gründe ein, die der Angeklagte zu seiner Rechtfertigung beibrachte, sondern kehrte von der Beratung mit dem Schuldigspruch zurück. Der Richter war jedoch anderer Meinung, zeigte indes keine Überraschung, sondern teilte dem Angeklagten, einem Manne von 66 Jahren, mit, er wäre des Verbrechens, dessen man ihn angeklagt, für schuldig befunden worden, und er würde zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Da das Gesetz aber Strafaufschub gestatte, so erkläre er, daß die Verbüßung der Strafe erst nach 60 Jahren zu erfolgen hätte. Der überraschte Angeklagte dankte dem Richter herzlich, verneigte sich etwas ironisch vor den Geschworenen und zog sich zurück. Drei Jahre später stellte sich heraus, daß er vollständig unschuldig war, und das erste Urteil wurde aufgehoben. L—n.

Die japanischen Götterkugeln. — Die kostbarsten Juwelen der Welt sind, nach Ansicht der Japaner, die japanischen „Götterkugeln", deren Material auf der Insel Hodo gefunden wird. Im „Ostasiatischen Lloyd" schreibt einer der wenigen Europäer, die diese merkwürdigen Steine gesehen haben, folgendes: „Ein zu einem unabsehbaren Trümmerhaufen verwandeltes Gebirge enthält Kristalldrusen in Finger- und Handdicke, die durch Verwitterung mit einem schmutzig gelbbraunen Überzug von Eisenoxydhydrat überzogen sind. Der davon eingeschlossene reine Bergkristall wurde von besonders geübten Steinschleifern des Reiches der aufgehenden Sonne in langwierigen Prozessen zu Kugeln

geformt, gewöhnlich 4 Zentimeter im Durchmesser haltend. Die größte, 17 Zentimeter im Durchmesser, ist im Besitze des japanischen Kronschatzes. Im Jahre 1873 sollte sie zur Weltausstellung nach Wien gebracht werden. Das Schiff scheiterte noch angesichts der tausend Inseln, und Jahre hindurch suchten Taucher emsig den Meeresboden ab, bis endlich ein glücklicher Zufall das Kleinod wiederfinden ließ. Nun wird es in der kaiserlichen Schatzkammer gehütet und keiner Gefahr einer Seefahrt wieder ausgesetzt.

Die „Götterkugeln" sind die einzigen kompakten Körper, welche infolge ihrer unglaublichen Reinheit vollkommen unsichtbar sind. Die Kugelform, die absolute Klarheit des Materials bieten dem Auge weder außen noch innen Anhaltspunkte, so daß auf dem Platze, den sie einnimmt, nichts sichtbar erscheint als die Bilder, die sich auf der Kugel spiegeln. In die Hand genommen läßt nur das Gefühl es merken, daß sich ein Gegenstand darin befindet; dieser selbst entzieht sich dem menschlichen Auge. Wird das seltsame Gebilde auf eine dunkle Unterlage gelegt und diese in Drehung versetzt, wodurch natürlich auch die Kugel um ihre Achse gedreht wird, so vermag man auch diese Bewegung nicht wahrzunehmen; da die Abspieglungen auf der Kugeloberfläche der Drehung nicht folgen, bleiben die sich spiegelnden Gegenstände an ihrem Platze. Erst wenn durch ein aufgeklebtes Blättchen Papier oder einen farbigen Punkt die Kugel gezeichnet wird, ist die Drehung bemerkbar; doch die Kugel selbst bleibt unsichtbar, weil nur die Merkmale, der Punkt oder das Papierblättchen, dem Auge einen Anhaltspunkt bieten." C. T.

Der echte Ochse. — In einem kleinen Städtchen im südlichen Wales, das wegen seiner schönen landschaftlichen Umgebung und seines milden Klimas viel von Touristen besucht wird, kehrte seit vielen Jahren im Herbst regelmäßig der alte Herzog von L. ein und wohnte während seiner Anwesenheit stets in dem vortrefflichen alten Gasthause „Zum Ochsen". Dieser regelmäßig wiederkehrende Besuch

diente dem Wirt natürlich zur Reklame, und da er sonst bei nicht zu hohen Preisen gute Verpflegung lieferte, machte er zum Ärger seines ihm gegenüberwohnenden Konkurrenten das allerbeste Geschäft in der Stadt.

In Dankbarkeit hierfür bat er den Herzog bei seinem letzten Aufenthalt, ihm zu erlauben, seinen Gasthof nach seinem vornehmen Wohltäter „Herzog von L." nennen zu dürfen. Der gutmütige alte Herr erlaubte es gerne, und sofort ließ der Wirt das alte Schild herabnehmen und dafür ein farbenprächtiges neues mit dem Bildnis des Herzogs und der Unterschrift „Zum Herzog von L." über der Tür anbringen. Kein Mensch war stolzer und vergnügter als unser Wirt.

Seine Freude sollte aber nur von kurzer Dauer sein, denn schon wenige Tage darauf sah er zu seinem großen Ärger, daß sein Rivale auf der anderen Straßenseite ebenfalls sein altes Schild herabnehmen und dafür ein neues anbringen ließ, das einen prächtigen Ochsen, sein eigenes früheres Wirtschaftsschild, zeigte. Alle Fremden, die von nun an in die Stadt kamen und allüberall von der guten Bewirtung im „Ochsen" gehört hatten, vom „Herzog von L." aber nichts ahnten, suchten nun den neuen „Ochsen" auf, und der „Herzog" blieb leer von Gästen.

Was tun? Tag und Nacht zergrübelte sich der frühere Ochsenwirt den Kopf, um einen Weg zu finden, die Gäste wieder in sein Haus zu locken. Den Herzogsnamen konnte und wollte er nicht aufgeben, auch konnte er, weil ja der Nachbar sich den „Ochsen" angeeignet hatte, diesen nicht mehr führen. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Er bestellte den Maler und gab ihm seinen Auftrag.

Am anderen Tage konnten Fremde und Einheimische unter dem Bildnis des Herzogs folgendes lesen: „Zum Herzog von L., dies ist der alte, allein echte Originalochse!" W. St.

An der türkisch-bulgarischen Grenze. — Trotz der Bemühungen der europäischen Diplomatie, trotz des scheinbaren guten Willens der Türkei gleicht Bulgarien immer

noch einem Vulkan, dessen Ausbruch jederzeit zu befürchten ist. Unsere beiden Abbildungen von der türkisch-bul-



Die Grenzposten auf der Brücke von Barakovo.

garischen Grenze sind photographische Aufnahmen eines Zeitungskorrespondenten, der neuerdings Bulgarien bereiste,

und geben einen deutlichen Begriff von dem Zustand der Kriegsbereitschaft an der türkisch-bulgarischen Grenze. Zwischen türkischen und bulgarischen Patrouillen ist es hier schon wiederholt zu Scharmützeln gekommen; besonders von sich reden machte das in der Nähe der Brücke von Bara-



Bulgarischer Grenzposten mit Kriegshunden.

kovo. Über diese Brücke führt die Straße von Sofia nach Dschumaja; sie verbindet die Ufer eines Bergbaches vom Rilo-Dagh, der sich ganz in der Nähe in die Struma ergießt. Kotscherinovo ist das letzte bulgarische, Barakovo das erste türkische Dorf an der Straße. Die eine Hälfte der Brücke gehört zu Bulgarien, die andere zur Türkei.

Das erste unserer Bilder zeigt den bulgarischen und den türkischen Posten, die auf der Mitte der Brücke nebenein-

ander von einem Geländer zum anderen auf und ab patrouillieren. Der Türke trägt dunklen Mantel, weiße Gamaschen und einen scharlachroten Feß, der Bulgare die bräunlichgraue Uniform mit der Feldmütze.

Auf einem Paß im Rilogebirge zeigt das andere Bild bulgarische Soldaten mit Kriegshunden. Die Kriegshunde werden in der bulgarischen Armee in derselben Weise verwandt wie in der deutschen. Die starken Schäferhunde haben im Vorpostendienst die Aufmerksamkeit der Posten zu unterstützen und Meldungen zu den Feldwachen zu bringen. Auch werden sie für den Ernstfall darauf dressiert, die Truppen in der Schützenlinie mit Munition zu versehen und Verwundete aufzusuchen. B. H.

Künstlerlaune und Possenwitz. — Jean Abell, ein ausgezeichneter Sänger und Lautenspieler der Kapelle des Königs Karl II. von England, hatte seine Stellung zur Zeit der Revolution von 1688 verloren und sah sich genötigt, auszuwandern und als Konzertgeber umherzuziehen. Er besuchte auf diese Weise Holland, Deutschland und Polen. In letzterem Lande begegnete ihm ein sonderbares Erlebnis.

In Warschau wurde er nämlich eingeladen, vor dem Könige zu singen. Abell beliebte es aber, sich zu weigern, da er mehr Honorar herausschlagen wollte, er entschuldigte sich, und auf eine zweite an ihn ergangene Einladung wiederholte er seine Weigerung schriftlich. Es ward ihm darauf förmlich der Befehl gegeben, bei Hofe zu erscheinen. Diesem Befehle mußte der Künstler wohl oder übel nachkommen.

In dem Palaste angekommen, führte man ihn in einen geräumigen Saal, um den in der Höhe eine Galerie lief. In der Mitte des Saales stand ein Sessel, welchen man dem Künstler anbot. Aber kaum hatte er sich niedergelassen, als der Sessel und mit ihm der Künstler durch einen versteckten künstlichen Mechanismus bis zur Höhe der Galerie emporgehoben wurde. In demselben Augenblicke erschien der König auf der Galerie, umgeben von seinem ganzen Hofstaate. Auf ein vom Könige sofort gegebenes Zeichen

öffneten sich unten die Saaltüren, und man sah durch sie vier gewaltige braune Bären in den Saal stürzen, die mit verlangenden Blicken zu dem droben hängenden Sessel und seinem Insassen hinaufbrummten. Der König stellte nun dem Künstler die Wahl, entweder auf der Stelle zu singen oder in den Saal mitten unter die wilden Bären hinabgelassen zu werden. Jean Abell besann sich nicht lange, er kam dieser liebenswürdigen Einladung sofort nach und sang auf dem Sessel sitzend sein Bestes.

Später gestand er selbst, daß er nie in seinem Leben besser bei Stimme gewesen sei als damals. C. T.

Eine neue Pferdesprache, das heißt eine Sprache für Pferde, nicht eine solche von Pferden, steht in Aussicht. Daß Pferde höchst intelligente Tiere sind, ist allgemein bekannt, ebenso, daß sie den Willen ihres Herrn erkennen und befolgen lernen ohne Anwendung von Peitsche, Sporn oder Zügel, einfach durch Achtgeben auf die bei denselben Anlässen regelmäßig wiederholten Zurufe.

Natürlich ist aber der Wortschatz des edlen und nützlichen Vierfüßers, besser gesagt, seine Auffassung eines solchen, nur sehr beschränkt. Solange das Pferd sich in den Händen desselben Herrn befindet, ist die Verständigung leicht zu erzielen, weil eben die nämlichen, feststehenden Befehle die Wünsche des Herrn zum Ausdruck bringen. Die Not geht für das arme Tier erst an, wenn es seinen Besitzer wechselt. Der neue Herr bedient sich anderer Worte, anderer Laute, anderer Zeichen, um dem Pferde begreiflich zu machen, welche Bewegungen er von ihm ausgeführt zu sehen wünscht. Diese neue Sprache ist dem Tiere aber nicht verständlich, es weiß nicht, was von ihm erwartet wird. Der jetzige Besitzer kommt in den allerhäufigsten Fällen gar nicht auf den Gedanken, daß dies die Ursache des verweigerten Gehorsams bei seinem neuen Rosse sei; er hält es für eigensinnig, faul und was nicht alles und wendet zur Bekräftigung seiner Ausrufe so lange Peitsche und Sporn, Zügel, Zaum und Gebiß an, bis das arme Tier mit Hilfe dieser Zwangsmaßregeln und

unter vielen Qualen die neue Sprache verstehen gelernt hat, die jetzt mit ihm geredet wird.

Ein namhafter Pferdekenner ist nun auf den beherzigenswerten Gedanken gekommen, diesem Übelstande dadurch abzuhelfen, daß er für alle Pferdebesitzer und zwar der ganzen zivilisierten Welt eine einheitliche Pferdesprache in Vorschlag bringt. Er meint, vier Silben, die in allen Sprachen wiederzugeben seien, genügten, um teils einzeln, teils in Verdopplung alles auszudrücken, was den unentbehrlichen Vokabelschatz eines Gaules zu bilden habe. Es sind die Silben hi, ho, he und ha.

Er schlägt vor, daß hi die Bedeutung haben solle, das Pferd möge sich vorwärts bewegen, hi hi im Trab. Ha solle anzeigen, daß das Tier sich nach rechts wenden und in der Bewegung verharren müsse, ha ha, daß auf die Wendung nach rechts ein Stillstand zu folgen habe. Ebenso nach links mit he und he he. Ho solle Stillstand bedeuten und ho ho die Bewegung nach rückwärts.

Es wäre unleugbar eine Wohltat für Tier und Mensch, wenn sich in dieser Weise eine Einigung erzielen ließe, sei es auch vorläufig nur eine teilweise, landschaftlich begrenzte.

Nebenbei bemerkt ist auch unter den Hundeliebhabern Englands eine Bewegung im Gange, die sich bemüht, eine der eben vorgeschlagenen verwandte einheitliche Sprache für das so weit verbreitete Hundegeschlecht einzuführen, das sogar noch kosmopolitischer ist als das Pferdegeschlecht, so daß eine Weltsprache auch hier recht wohl zu empfehlen wäre. C. D.

Zur Dienstmädchennot. — Um diesem immer mehr hervortretenden Übelstand unseres modernen Lebens, über den so manche Hausfrau seufzt, abzuhelfen, sind schon viele Versuche gemacht worden. Dankbar ist es anzuerkennen, daß auch der Fröbel-Oberlin-Verein in Berlin mit seinen Hausmädchenschulen eingesprungen ist, um dieser Not zu steuern. Für diejenigen, die nicht im stande sind, diese Schulen zu besuchen, ist eine ganze Anzahl von „Katechismen“ herausgegeben worden, über die sich im

Inseratenteil dieses Bandes eine Anzeige befindet, auf welche wir hiermit hinweisen wollen. Wer sich des Vertriebes dieser Katechismen unter seinem Bekanntenkreise annimmt, wird sich den Dank vieler verdienen. L. R.

Edelmann und Gentleman. — Der englische Begriff „Gentleman" ist nur schwer ins Deutsche zu übersetzen. Im allgemeinen versteht man darunter den gebildeten Mann von gesellschaftlichem Takt und ehrenwertem Charakter.

In einem der vornehmsten Londoner Klubs vermißte kürzlich eines der Mitglieder einen wertvollen neuen Regenschirm. Trotz sorgsamster Nachforschung war nichts über den Verbleib zu erfahren und eines Tages prangte an der mit grünem Tuch überzogenen Tafel, die in englischen Klubs die Stelle unseres „schwarzen Brettes" versieht, eine Karte, die folgende Mitteilung trug: „Der Edelmann, der meinen neuen schwarzseidenen Regenschirm mit Elfenbeingriff mitgenommen hat, wird hiermit dringend gebeten, ihn beim Portier wieder abzuliefern, da ich ihn selber brauche."

Natürlich rief diese Notiz eine förmliche Revolution unter den adligen Mitgliedern des Klubs hervor, und sie setzten es durch, daß der Ehrenrat zusammentrat, um über die Beleidigung, die durch den Wortlaut der Notiz ihrer ganzen Klasse angetan worden war, zu Gericht zu sitzen.

Auf die Frage, warum er gerade einen Edelmann beschuldige, seinen Schirm genommen zu haben, erwiderte das vorgeladene Mitglied: „Meine Herren, ich berufe mich auf Paragraph 1 der Satzungen unseres Klubs. Derselbe lautet: Als Mitglieder des Klubs werden nur Edelleute und Gentlemen aufgenommen. — Ein Gentleman im wahren Sinne des Wortes hat meinen Schirm sicher nicht angerührt, meine Herren. Also kann nur eines der adligen Mitglieder ihn genommen haben."

Die Folge war eine sofortige Abänderung des Wortlautes des betreffenden Paragraphen. Edelleute und Gentlemen unterschieden sich künftig nicht mehr. W. St.

Mönche als Feuerwehr. — Vier Orden, Franziskaner, Jakobiner, Augustiner und Karmeliter, haben einst in der

Hauptstadt Frankreichs das Rettungswerk geübt, das heute durchweg den amtlich eingeübten Feuerwehrtruppen obliegt, und zwar unentgeltlich und aus freien Stücken. Die Hausregel ihrer in den Faubourgs St. Jacques und St. Hilaire gelegenen Klöster machte ihnen diesen Dienst zur besonderen Pflicht. Beim ersten Alarmruf konnten die Pariser des 17. und 18. Jahrhunderts diese „Helden der Kutte", wie Richelieu sie nannte, von den hochgelegenen Vorstädten im Sturmschritt herbeieilen sehen. In mehreren Kolonnen von oft 30, oft 50 Mann, jeder die Axt im Gürtel und auf dem Rücken den aus Binsen geflochtenen, lederbegürteten Löscheimer, bewegten sie sich in geschlossenen Reihen der Unglücksstätte zu, während jeder Kolonne eine Art Nachhut mit Leitern, Haken, Stricken und den übrigen Not- und Rettungsapparaten folgte. C. T.

Die Rache des Arztes. — Dr. Ratcliffe war zu seiner Zeit der gesuchteste und beliebteste Arzt Londons. Leider liebte er die Flasche so sehr, daß er oft seinen Beruf darüber vernachlässigte.

Er saß eines Tages in der von ihm bevorzugten Weinstube, als ein Herr atemlos hereinstürzte und mit bebender Stimme rief: „Um Gottes willen, Doktor, kommen Sie schnell mit mir, meine Schwiegermutter liegt im Sterben!"

„Sie erlauben wohl, daß ich erst austrinke," sagte ruhig der Doktor.

Doch der andere, welcher seinen Mann kannte, versuchte weder Bitten noch Drohungen, sondern nahm einfach das Glas des Arztes und schüttete dessen Inhalt zum Fenster hinaus.

Bebend vor Zorn konnte Dr. Ratcliffe anfangs kein Wort sprechen; dann schrie er: „Sie Flegel, Sie Grobian! Warten Sie, Ihre Schwiegermutter soll mich an Ihnen noch rächen!"

Damit stürzte er fort und wendete all seine ärztliche Kunst auf, um die Kranke wieder gesund zu machen. C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

